Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke

geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreißigster Band.

Geliehenes Gut und eigener Besitz.

Hannover, 1842.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Geliehenes Gut
und
eigener Besitz.

Der Mensch hat nichts so eigen,
Was er sein nennen kann:
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Simon Dach.

Im blassen Schein des Herbstes ward es licht am Michaelismorgen. Ein feuchter Nebel wand sich langsam aufwärts, schaurig erhob sich ein kalter Wind, den grauen Dunst zu verwehen, auf daß es Tag werde. Noch lag die Stadt, welche der Schauplatz dieser Erzählung ist, in Stille und Schlummer, und nur hier und da regte sich das Leben wieder. Hier zog eine Bäuerin ihre kleine Milchfracht zu Markte, dort rollte ein Reisewagen durch die öden Straßen; hier ward ein dampfender Bäckerladen aufgethan, dort eilte ein frühfleißiges Dienstmädchen an den rauschenden Brunnen.

Festlich gekleidet, in der rechten Hand die Clarinette, in der linken eine große Rolle Noten, ging im Tact des Schrittes der Stadtmusicus Stark der ansehnlichen Zahl seiner Gehülfen voran; zuletzt kamen die jüngsten Lehrlinge der heiligen Kunst, welche glühend und schnell athmend die schweren Pauken trugen. Der Zug hielt vor dem schönsten Hause der Stadt, welches einem allgemein geachteten Manne, dem Commerzienrath Michael Stephany, gehörte, dessen fünf und siebenzigster Geburtstag heute gefeiert werden sollte. Der Stadtmusicus vertheilte, sich räuspernd, die Noten, dann, nach einigen versuchenden Lauten, begann mit sanften, säuselnden Tönen die Melodie des Liedes: „Dir dank ich für mein Leben." —

Der Gefeierte erwachte, die müden Hände, welche so viel Nützliches gewirkt, so viel Segen empfangen und gegeben hatten, falteten sich, und mit leisen Lippen betete er voll Inbrunst den Vers aus. Der Commerzienrath war ein frommer Mann. Er hatte der Huld seines Gottes nicht vergessen, die so Großes an ihm gethan. Mit schwellenden Herzen gedachte er daran, wie die höchste Güte ihn aus dem Nichts vorgezogen; Thränen tiefer Rührung drangen in seine alten Augen, vor denen das halberloschene Bild der Vergangenheit aufzitterte. Wo war das liebe lange Leben denn nun hin? Alles war vorüber und zum Traum geworden. Die Freude durchgefühlt — das Leid durchgelitten! — Manche Hoffnung erfüllt — wie so mancher Gram verschmerzt, ach, so mancher! — Wie eine Welle die andere begräbt, hatte ein Ereigniß das andere verdrängt. Die Freunde der Jugend waren längst heimgegangen. Sie winkten aus der Ferne — und Vater Stephany blickte mit unendlicher Liebe in eine schönere Welt, wo er diejenigen wiederfinden würde, die auf dieser armen Erde sein Auge beweinen und lassen mußte.

Da theilte eine kleine, weiße Hand die Gardine des Bettes; ein anmuthiger Mädchenkopf lauschte durch die Spalte, und eine liebe süße Stimme fragte: „Schon wach, lieber Großvater? So hat der gute Stark Dich doch erweckt? Aber lieblicher Weise ist es geschehen, das wirst Du zugestehen."

Bewegt reichte der Greis dem Lieblinge die Hand, und sprach: „Mein liebes Mädchen! meine gute Jucunde! Dich entführte gewiß der Wunsch, die erste zu sein, welche mir ihren Morgengruß und Glückwunsch brächte, den Armen des Schlafes?"

„Ja, so ist es!“ erwiederte Jucunde lächelnd, indem sie die faltenreiche Wange des Alten streichelte. „Gott wolle Dich uns erhalten in Gesundheit und Kraft, und Deinen Jahren noch viele zusetzen! Ach, Großvater, stirb noch lange, lange nicht! Wie verlassen und rathlos wäre ich ohne Dich — —“ hier erlosch die Stimme des Mädchens in Wehmuth; helle Thränen in den schönen, dunkelblauen Augen redeten in der Sprache des Herzens, und der Großvater verstand sie.

„Wie Gott will!“ antwortete er; „verlassen, mein Kind, und rathlos ist nur, wer ihn verläßt. Wir wollen in dieser ernsten Stunde ein Wort, was Noth thut, mit einander sprechen. Es ist mir heute wundersam zu Muthe. Ich habe in diesen feierlichen Augenblicken ungestörter Morgenstille gleichsam den Abschluß meines Lebens gemacht, und das Facit ist, Dank sei Dir, Herr, gesagt! zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Zwar habe ich im Hauptbuche des Gewissens viele unbezahlte Schulden, manches versäumte Gute gefunden; aber weiß ich doch, daß ich dem langmüthigsten und erbarmungsreichsten aller Gläubiger verpflichtet bin, vor dem auch der redliche Wille als That gilt.“

Dringend fiel hier Jucunde ein: „O mein Herzensväterchen! die Wohlthaten, welche Du erzeigt, die Opfer, welche Du gebracht, sprechen für Dich am Throne Gottes! Und die tausend Freudenthränen derer, die Du begabet, erfreuet, verschonet, gerettet hast, löschen die wenigen Mängel aus, die Deinem Leben nur deshalb anhingen, weil Du ein Mensch warst.“

Der Greis schüttelte leise das silberweiße Haupt, und sprach: „Glaube mir, liebe Tochter, je näher wir dem

Grabe kommen, desto unerläßlicher erscheinen uns die Forderungen unserer göttlichen Natur. Die Schleier fangen an zu fallen, die Sinne befangen nicht mehr; und vor uns stehet, was wir geleistet, in all seiner dürftigen Unvollkommenheit, und selten erreicht von dem besseren Willen. Dort — heißt es, werden unsere schönsten Tugenden uns nur — vergeben! Ach! nähmen wir stets das Urtheil unserer Todesstunde zur Richtschnur unserer Handlungen, die Menschen würden anders handeln."

„Doch wir sind von unserm Gespräch abgekommen, mein Kind. Wenn ich die Stimmung meiner Seele, die ernstere Prüfung, der ich im Aufblicke zu dem höchsten Richter, mein Leben unterwarf, als eine Vorahnung des nahen Todes betrachten dürfte, so würde mein sorgenvollster Blick, der den scheidenden Geist abwärts zöge — auf Dich, meine theure Jucunde, fallen. Man nennt Dich reich; das ist nur um so schlimmer, denn die reichsten Mädchen sind oft am ärmsten, wo es auf mehr als Glück, wo es auf Liebe und Vertrauen ankommt. Die Unentschiedenheit Deines Schicksals, die genaue Kenntniß der verwickelten Verhältnisse, in denen Du Dich fortan behaupten müßtest, beunruhiget mich, ich mag es Dir nicht leugnen. Du, mein gutes Mädchen, könntest mir daher wohl kein erwünschteres Angebinde geben, als wenn Du mir sagtest, daß Du Dich endlich entschließen wolltest, Dir eine Lebensstütze zu wählen. Das Herz, das Du umfaßt hieltest, ist gebrochen — willst Du ferner beharren im Gram um den verstorbenen Bräutigam? In Wahrheit, das wäre Sünde. Gieb Dich zufrieden, mein armes Kind! und gieb Deine Hand einem der Männer, die sich anständig um Dich bewerben, und welche es verdienen, daß Du ihre Wünsche

in Betracht zieheſt. Wenn ich wüßte, für welchen von ihnen Dein Herz am lauteſten ſpräche — — —“ der Commerzienrath hielt inne, und ſchwieg, als erwarte er die Antwort.

Jucunde ſchlug die Augen nieder, und mit leiſem Vorwurf in Blick und Ton entgegnete ſie: „Großvater! ich bitte Dich! muß ich denn aber heirathen? Ich bin ja auch ſo recht glücklich!“

Dieſe Verſicherung klang jedoch betrübt.

„Dein Herz frage!“ ſprach der Greis in aller Milde. „Das Herz hat die Stimme über das, was wir müſſen. Die Frage muß aber grundehrlich ſein; dann wird die Antwort aufrichtig ausfallen. Du biſt Deinem Schöpfer ein gutes Weib, der Welt eine Mutter ſchuldig, die in ihren Kindern fortlebt; und ſo würde ich der Meinung ſein, Du müßteſt heirathen. Es iſt auch ſchwer für Dein ſchwaches Geſchlecht, einſam durch das Leben zu gehen, Jucunde!“

„Wie aber finde ich den Mann aus,“ entgegnete das Mädchen, „der mich liebt, mich! und nicht den Schein der Zuneigung borgt, weil er mein Erbe begehrt?“

Der Commerzienrath lächelte. „Der quälende Zweifel aller reichen Mädchen! Nur innere Schätze beglücken. Jeder weiß es, und am Ende ſcheint es doch keiner zu wiſſen. Wer, wie Du, etwas Beſſeres beſitzt, als Geld, mag es getroſt mit einem Freier wagen, der nur irgend reell iſt.“

„O guter Großvater!“ ſagte Jucunde in einem Tone, als wüßte ſie es beſſer, „bis zum Zweifel, wie Du vorhin ſagteſt, ließen es meine Bewerber nicht kommen; ich wußte

bestimmt, weshalb meine Hand ihnen wünschenswerth sei, und an wahre Liebe war bei ihnen nicht zu denken."

„Wahre Liebe!" wiederholte der Alte mit dem Ausdruck von Mitleid und Mißbilligung, „wie schnell ist doch die Jugend mit einem Worte fertig von so unendlicher Bedeutung! — Wahre Liebe ist nur bei Gott im Himmel zu finden. Jede Liebe hienieden, auch die innigste, die treueste, hat ihren irdischen Zusatz, und bewährt sich selten im Feuer der Prüfung. Schon gut, wenn nur der kleinste Theil sich als echt zeigt."

„Das klingt allerdings sehr niederschlagend," erwiederte traurig das Mädchen. „Wenn es Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten — — — denen das, was ich bin, von größerem Werth wäre, als das, was ich habe —"

„Es kommt nur darauf an," fiel hier der Commerzienrath ein, „was Du darunter verstehst. Du fühlst nichts als Geringschätzung für einen Mann, der sich aus Eigennutz um Dich bewirbt; aber Du würdest denjenigen vielleicht günstiger beurtheilen, den Dein interessantes Aeußere, Deine blühende Gestalt, Deine goldne Stimme anzöge?"

Jucunde erröthete. „Nun ja," antwortete sie verwirrt, „das wäre auch etwas Anderes. Wenn ich ein wenig hübsch bin, so ist es das Eigenthum meiner Persönlichkeit."

„Wie denn so, Jucunde? Das möchte ich doch wissen — — —" sagte der Greis, indem er sich im Bette aufsetzte; nach einer kleinen Pause, während ihm der Blick seiner Enkelin beschämt auswich, fuhr er fort: „Wie bist Du da im Irrthum, mein Töchterlein! Alles, was körperlich erscheint, gehört der Zeit, und kann heute oder morgen von ihr genommen werden; kein Titelchen fällt von

diesem Gesetz. Ja, wir wissen in tausend Fällen nicht, in wie weit wir abhängig sind von unserer Natur. Ein Sturm kann meine Schiffe zertrümmern, und ein tückischer Zufall den zierlichen Bau Deiner Glieder zerbrechen. Der Krieg kann mich meines Vermögens berauben, und der Kampf einer heftigen Leidenschaft, welche tief in Deinem Herzen schläft, den zarten Reiz Deines sanften Gesichts vernichten. Gold sehen wir in der Flamme schmelzen; aber auch der Silberton, der im seelenvollen Gesange die Herzen rührt, schmilzt gar leicht in der Gluth eines bösen Fiebers, in den heißen Wehen des mütterlichen Berufs. Die Schönheit ist die flüchtige Zuthat einer schönen Seele, die ihrer nicht bedarf. Nur ein Herz, was Gutes liebt, nur ein frommer, stiller Geist, der da köstlich ist vor Gott — dieses Eigenthum ist Dein, im vollen Sinne des Wortes! und der Mann, den diese Eigenschaften an Dich fesseln, der liebt Dich wahrhaft, der liebt Dich ewig!"

Jucunde weinte sacht. Wie der Thau auf eine Lilie fielen ihre Thränen auf das weiße Morgenkleid. Ein zärtliches Andenken, schwärmerische Trauer, das rege Gefühl ihrer unverletzten weiblichen Würde und eine sanfte Wallung der Jungfräulichkeit verklärten ihr Gesicht. — Mit bebender Stimme sprach sie: „Nun denn, so vernimm, mein Väterchen, ein Geständniß, welches ich Dir, dem Bildner meines Herzens, vor Allen schuldig bin. — Der Mann, dessen Liebe von der Art war, daß sie mein Selbstgefühl erhob, ohne meine Eitelkeit anzuregen, und mich veredelte, indem sie mich beglückte, der schläft in Frieden. — Er war zu rein, zu hoch gesinnt für dieses Leben, darum nahm ihn der himmlische Vater auf in die Reihen der Engel, als deren einer er sich hienieden kund gethan. — Ob

überhaupt mein Herz noch einer zweiten Liebe, und welches Grades derselben fähig sei, darüber muß die Zeit, die Liebenswürdigkeit und der innere Gehalt des Mannes entscheiden, dem ich mich einst anvertrauen werde. Daß unter allen den Männern, welche sich bisher um mich beworben haben, keiner sei, der eine zartere Theilnahme, ein schöneres Gefühl, als dasjenige Wohlwollen ist, auf welches jeder Mensch, ohne Ausnahme — Anspruch machen darf, in mir zu erwecken verstände — dies glaube meiner Versicherung. Aber — außer diesem Kreise kenne ich zwei junge Männer, von denen geliebt zu sein, ich zu glauben berechtigt bin. Beide werden durch aufrichtige Achtung von mir ausgezeichnet; Beide verdienen und genießen Deine vollste Werthschätzung. Dies wäre nun Aufmunterung für Beide, ihre Wünsche gegen mich auszusprechen — aber sie sind Beide unbemittelt, und zu stolz, um eine der reichsten Erbinnen zu freien. —"

„Ich kenne die Originale dieser Portraits;" sagte der Commerzienrath sichtlich erheitert, „es sind unsere Hausgenossen; Capitain Sarby und unser Fernau. — Ich freue mich herzlich, daß Du die beiden trefflichen jungen Männer Deiner besonderen Aufmerksamkeit werth hältst; und so wäre wohl nur allein noch die Frage übrig, welcher von Beiden Deinem Herzen am theuersten, und durch seine Eigenthümlichkeit und die höhere Zuneigung für Dich am fähigsten sei, Dir den möglichsten Ersatz für den hingeschiedenen Bräutigam zu gewähren?"

Jucunde seufzte tief. „Die Antwort auf diese Frage dürfte mir schwer, recht sehr schwer werden," erwiederte sie, gedankenvoll vor sich hinblickend, und nach einem Weilchen also fortfahrend," beide Männer verdienen es, daß der Ruf

mit freundlicher Achtung ihre Namen nenne, aber Jeder von ihnen durch andere Eigenschaften; Beide lieben mich, oder die Wahrnehmungen mehrerer Jahre müßten mich täuschen, und die zuverlässigsten Merkmale der Liebe mich betrügen, und für jeden von ihnen fühle ich ein warmes Wohlwollen, welches sich bald mehr auf die Seite des Einen, bald mehr auf die Seite des Andern neigt, je nachdem mich die mannigfachen Berührungen, in denen ich mich gegen Beide befinde, ansprechen, oder gleichgültiger lassen. Schnell, und für immer, würde dieser schwankende Zustand in Entschiedenheit durch die Ueberzeugung übergehen, welcher von Beiden mich am wahrsten, treuesten und innigsten liebe. —"

„Und die zu erforschen, sollte einem Mädchen schwer werden," fiel der Commerzienrath mit gutmüthiger Ironie ein.

„O doch!" versetzte Jucunde mit Wichtigkeit, und fuhr fort, „erlaube, mein Väterchen, daß ich, indem ich Dich zu einer hellern Anschauung meines Herzenszustandes veranlasse, ein wenig weit ausholen darf. Du weißt es ja, daß mein seliger August selbst den ersten Faden einer wärmeren Theilnahme für Sarby, seinen vertrautesten Freund — in meinem Gemüthe anknüpfte, festigte und mit liebender Emsigkeit fortspann. — Oft unterhielt er mich von den Gesinnungen seines Freundes, pries mir die Milde seines Herzens, die Klarheit seines Verstandes, den Umfang seiner Kenntnisse, die Festigkeit seines Charakters, öfterer noch sprach er, im rührenden Vertrauen auf meine Treue — von der tiefen, wenn gleich schweigenden Verehrung, welche Sarby für meine Wenigkeit hege. — Um mich für seinen Freund zu gewinnen, um mir Freude zu machen, entwarf mir August

zuweilen einzelne Züge von diesem, aus denen deutlich hervorblickte, daß der Capitain eben sowohl meine unbedeutende Persönlichkeit durch das verschönernde Glas bestochener Vorliebe, als all mein Thun und Lassen aus dem günstigsten Gesichtspuncte betrachtete. Diese gute Meinung gewann jedoch erst ihren vollesten Werth durch die Art und Weise, wie Sarby selbige gegen mich äußerte. Seine Achtungserweisungen trugen das Gepräge zarter Gemüthlichkeit und eines reinen Sinnes, und stets fühlte ich mich in seiner Gegenwart gehoben, ohne daß meine Bescheidenheit verletzt wurde. — Monate, in denen ich die genußreichsten, seligsten Stunden durchlebte — waren verstrichen, und August sprach jetzt mit Bekümmerniß davon, daß Sarby gar nicht glücklich sei, — auch mir war es [illegible] vorgekommen. — Eines Abends, an welchem ich [illegible] spazieren ging, sagte mir dieser: Ich weiß nun die Ursache von meines Sarby's stillem Grame; er liebt Dich, Jucunde! — Ich erschrak, er aber drückte mich fest an sein Herz und sagte mit Blicken, aus welchen das Vorgefühl des Himmels schimmerte, ein Mädchen gewöhnlicher Gattung würde nun den Beklagenswerthen vermeiden, ihm kalt und frostig begegnen — und glauben, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie seine Leidenschaft in Geringschätzung und Kälte verwandelt sähe, aber meine Jucunde wird nach einem höheren Triumphe ihrer Weiblichkeit streben, sie wird es verstehen, Sarby's Liebe in Freundschaft, seinen Schmerz in sanfte Ruhe, seine hoffnungslose Sehnsucht in reine Befriedigung zu veredeln! — Ach theurer Großvater! welche Kräfte ruhen in dem schwachgeglaubten Menschenherzen! — Und ist nicht das ehrende Vertrauen eines andern Herzens die Sonne, welche jeden edlen Keim in uns entwickelt und zu den schönsten

Blüthen treibt? — Das schwere Unternehmen gelang, ich fühlte mich durch Sarby's nach und nach zurückkehrende Heiterkeit belohnt und empfand ein zufriedenes Bewußtsein, als Sarby dem Rufe seines Standes folgen und uns verlassen mußte. — Die Ueberzeugung, daß er mich achte, daß mir das Andenken eines Freundes zurückbleibe, war mir genug. Als nun mein August starb, gab der Tod dieser überwundenen Neigung neue Stärke. — Er ehrte zart meinen Schmerz, er erwog meine nunmehrige Freiheit, aber er achtet auch sein Selbstgefühl, welches ihm, dem Unbegüterten, nicht gestattet, sich um ein Mädchen zu bewerben, dessen einstmaliges Erbe von der irrenden Menge, wie es gewöhnlich der Fall ist, verdoppelt oder wohl gar verdreifacht angenommen wird, und er berechnete mit feiner Unterscheidung mein bisheriges Benehmen gegen ihn, welches ihn zwar in die Reihe meiner geschätztesten Freunde, aber nicht auf den Platz des Geliebten stellt. — So schweigt er demnach, wie das Grab, und wie möchte ich so unweiblich sein wollen, eine Veranlassung zu der Erklärung seiner Gefühle herbei zu führen? —"

Der Commerzienrath hatte Jucunden mit lebhaftem Interesse zugehört. Jetzt sagte er lächelnd: „Nun der Capitain kann mit Deiner Anerkennung dessen, was er ist, war und für Dich fühlt — ganz wohl zufrieden sein. Mich soll nur wundern, was Du jetzt noch über Fernau zu sagen haben werdest? —"

Jucundens holdes Gesicht ward von einem Anfluge schnellerwachender Heiterkeit verschönt. — „O unserm Fernau bin ich herzlich gut," sagte sie versichernd, „sein fröhlicher Muth, seine lachenden Lebensansichten, sein Geschäftseifer, sein feiner Geschmack leisten mir Bürgschaft, daß ich geschützt

und froh an seiner Hand durch das Leben gehen würde. Auch verhehlt er mir viel weniger als Sarvy, was ich ihm gelte, und wenn mir bis jetzt nur sein Auge und Benehmen sagte, daß er mich liebe, so hinderte ihn an einer mündlichen Erklärung nichts, als die Scheu vor der Anmaßung, sich um die Erbin seines Gönners und Wohlthäters zu bewerben, den man den reichen Stephany nennt."

Der Commerzienrath erwiederte hierauf: „Nun aber, liebstes Kind, was weiter? — Du sinnst mir etwa doch nicht an, einen Comödien-Bankerott zu spielen, um die Liebe Deiner Verehrer zu erproben?" —

„Nein, Großvater! das fällt mir nicht ein," antwortete Jucunde, „nur Deinen Vorwurf wollte ich entkräften, daß ich durch verwerflichen Eigensinn das Glück von mir entfernt halte, und Deinen Rath, so wie Deine Theilnahme für die Angelegenheiten meines Herzens in Anspruch nehmen."

„Du hast Deine Absicht erreicht," sagte der Commerzienrath, indem er Jucunde liebkosete, und also fortfuhr, „erwarte ruhig von der Vorsicht, welche das schönste Glück oft am langsamsten reifen lässet, die Beantwortung jener Frage und die Kenntniß der Empfindungen, die Deinen einstmaligen Entschluß bestimmen werden. Beobachte mit frommem Blicke, prüfe mit Einsicht und entscheide ohne Vorurtheil, von Verstand und Gefühl geleitet! — Doch höre, Jucunde, wie rauschend der ehrliche Stark seinen wohlgemeinten Tusch durch die feierliche Frühstille schallen lässet! — Werden mir doch die Nachbaren gestöret werden! — Gehe, Kind, und sende ihm dies versiegelte Röllchen, nebst meinem besten Danke. — Dann, mein Töchterchen, bringe mir den Kaffee, denn es ist hohe Zeit, daß ich aufstehe.

Der Commerzienrath Michael Stephany galt in den Augen der Welt für den beneidenswerthesten Mann auf der Erde. — Auch war er in der That als glücklich zu preisen, und da sein Glück mehr in einem fest begründeten Charakter und in einem Bewußtsein, welches keine quälende Erinnerung an begangene Schuld und gröbliche Pflichtverletzungen beunruhigte — als in seinen übrigen Gütern, dauerhafte Gesundheit, häuslicher Frieden, blühender Wohlstand, öffentliche Achtung — beruhete, so war sein ganzes Wesen von einem so freundlichen Gleichmuthe, einer so zuversichtlichen Gewißheit des steten Besitzes dieser unverlierbaren Güter gestempelt, wie man diese schätzenswerthen Eigenschaften gewiß nur höchst selten bei ausgezeichnet glücklichen Personen wahrnimmt. Er war durch die Schule des Unglücks gegangen, darum war er frühzeitig weise, die Noth war seine Erzieherin gewesen, darum war er stark am Geiste geworden.

Der Vater Herrn Michael Stephany's, welcher Postmeister in einer kleinen Landstadt gewesen war, hatte sich durch einen großen Verlust im Spiel, dem er sich mit sträflicher Leidenschaft ergeben — verleiten lassen, bedeutende Cassen-Defecte zu machen. Die Untersuchung hatte ihn übereilt, er war gefänglich eingezogen, und nach einem langwierigen Processe zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden. — Wenige Tage vor dem Ablauf der Strafzeit hatte ihn ein plötzlicher Tod dem Kummer um eine hülflose Zukunft entrissen. — Tief drückten sich in des Knaben zartes Gemüth die Bilder der Schande. Seine Mutter erlag dem Grame und dem Drucke des Mangels; sie starb, und rohe Verwandte nahmen den kleinen Michel auf, und reichten ihm das tägliche Brod mit harten Vorwürfen.

Der arme Kleine, dessen überfließende Augen sich oft klagend und flehend in die Wolken richteten, fand für die versagten Freuden seines Alters Entschädigung in einem regeren Hoffnungsgefühl und in einem helleren Hinblick auf die Zukunft, als man sonst gewöhnlich im Gebiete der Kindheit, deren Glück in der Gegenwart liegt, und deren Wünsche nur selten die nächsten Erwartungen überflügeln — zu finden pflegt. — So oft er unter der Last unverdienter Schmach erseufzte, so oft tröstete ihn der Hoffnung lächelnder Engel mit leisen Versprechungen zukünftiger Vergeltung. — Der Genuß bürgerlicher Achtung, der Besitz einer ruhigen Unabhängigkeit von den Launen der Menschen, als die Gegensätze zu den tiefen Leiden, die er jetzt erduldete — dünkten dem Knaben als die höchsten, irdischen Güter, und schon des Kindes Blick wendete sich gleichgültig von den interessantesten Gegenständen jugendlicher Neugier und Beschauungslust, und hob sich träumerisch einem Ziele zu, das in weiter Ferne als der Gipfel erreichbaren Glückes vor ihm lag.

Ein nachbarlicher Kaufmann bemerkte den stillen, bescheidenen Knaben, er sah aus den Augen desselben, aus denen Unschuld und Ehrlichkeit blickten, oft Thränen rinnen, welche die Härte liebloser Verwandten ihm erpreßte, und die ein Gesicht benetzten, das von unverschuldeten Schlägen geröthet worden war — und er fühlte sich davon gerührt. — Nachdem er seine Bemerkungen eine Zeit lang fortgesetzt hatte, machte er dem Schutzherrn Michaels den Vorschlag, daß er den Knaben als Lehrling unentgeltlich zu sich nehmen wolle, und mit Freuden ward darein gewilliget. — An dem Tage, an welchem Michael Stephany vor seinen nunmehrigen Lehrherrn trat, und auf dessen Vorstellungen, was hinfort von

ihm gefordert werden würde, das heilige Versprechen leistete, redlich, treu und folgsam zu sein, empfing er von seinem versöhnten Schicksale die erste Weihe des beginnenden Glückes. Eine Behandlung, ernst, doch mild, heilte nach und nach die Wunden, welche Unglück und Lieblosigkeit seinem weichen Herzen geschlagen; und je mehr der biedere Kaufmann sich davon überzeugte, daß er an dem jungen Stephany den treuesten, lernbegierigsten und geschicktesten Lehrling besitze, desto mehr verwandelte sich sein Ernst in Güte, seine Milde in väterliche Liebe.

Gottes Segen war mit Michael in das Haus des Kaufmanns gezogen. Eine unerwartete Erbschaft, welche dem guten Manne zufiel, setzte ihn in den Stand, seinen Handel erweitern zu können, fast alle seine Speculationen glückten, die Geschäfte vermehrten sich von Jahr zu Jahr — und er sah sich genöthiget, noch einen Gehülfen anzunehmen. — Um seinen Günstling Stephany nicht einem Fremden, noch Ungeprüften nachsetzen zu dürfen, verkürzte er um ein Ansehnliches die Lehrzeit desselben, und der neu angekommene Diener nahm den zweiten Rang unter dem Commis dieser Handlung ein.

Nach damaliger Sitte erhielt jeder Handlungslehrling am Tage seiner Freisprechung ein sogenanntes Herrenkleid, welches in einem feinen, vollständigen Anzuge nebst Hut, Stock und Degen bestand. Dieser Sitte blieb auch Michaels Prinzipal getreu. Er überreichte dem Gerührten die erstgenannten Sachen mit einer einfachen, aber inhaltschweren Belobung des bisher geübten Fleißes und der ihm bewiesenen Anhänglichkeit und Treue, fügte noch ein Geschenk von zwanzig Friedrichsd'or hinzu, mit der Ermahnung, daß selbiges von Michael gut angewendet werden möchte, —

dann ging er mit diesem, es war an einem Sonntage — in die Kirche. Der junge Stephany fühlte sich unaussprechlich bewegt; er dankte Gott still, aber feurig für die väterliche Führung seines Schicksals. Er vergegenwärtigte sich das Leid der Knabenzeit, um desto lebhafter die Vorzüge seiner jetzigen Verhältnisse zu empfinden. Der Prediger verlas nunmehr das Evangelium, welches die Bergpredigt Christi enthielt. Als er die Worte sagte: „Liebet Eure Feinde, thut denen wohl, die Euch hassen u. s. w.," gedachte Michael seiner ehemaligen Peiniger, welche ihren Wohlstand bald nach dessen Entfernung aus ihrem Hause durch mancherlei Unglücksfälle verloren hatten, und jetzt in einem kleinen Stübchen lebten, mühsam durch Handarbeit ihren Unterhalt erwerbend, und eine edle Wallung durchloderte des Jünglings Brust. — Er ging nach geendigtem Gottesdienst in die ärmliche Wohnung seiner Verwandten. Diese erstaunten, als ein stattlich gekleideter, junger Mann bei ihnen eintrat, und erst nach einigen Minuten erkannten sie in ihm den einst von ihnen so hart behandelten Vetter. Die Frau suchte nun mit ängstlicher Scheu die Zeugen ihrer Armuth zu verbergen, der bessere Mann hingegen schien das eigene Unglück ganz über der freudigen Theilnahme an Michaels blühendem Aussehen und der glücklichen Entwickelung von dessem Schicksale zu vergessen. — Als aber Michael mit wohlwollender Freundlichkeit sagte, er habe nicht ermangeln wollen, an dem heutigen, für ihn so festlichen Tage sich ihnen vorzustellen, und bitte sie nun, ihm zu erlauben, ihnen das erste Geldeigenthum, welches er besitze, als einen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das von ihnen empfangene Gute anzubieten — als die Frau nach seiner Hand haschte, um sie zu küssen, und der Mann

schluchzend sagte: „O nein, Vetter Michael, das haben wir nicht um Dich verdient!“ — da fühlte Michael den bisherigen Widerwillen, die scharfe Empfindung des Hasses gegen diese Leute aus seinem Herzen verschwinden, und einen süßen, seligen Frieden, wie ihn die Welt nicht giebt — darin Platz gewinnen, und der befriedigte Genius der Tugend eröffnete ihm das Verständniß jener heiligen Worte: „Auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel! —“

Acht und zwanzig Jahre zählte Michael Stephany, als sein Prinzipal starb. — Das Testament desselben ward eröffnet, und es fand sich, daß Stephany Universal-Erbe des ganzen ansehnlichen Vermögens sei, welches durch Bestimmung einiger Legate nur etwa um ein Fünftheil verringert wurde. — Mit dem rührendsten und ehrendsten Zeugnisse, das, weil es allgemein bekannt ward, die öffentliche Achtung, welche sich der junge Mann durch sein strengsittliches Betragen schon erworben, um Vieles erhöhete und für immer fest begründete — äußerte der verewigte Kaufmann in seinem letzten Willen den Wunsch, daß Stephany künftig die Handlung unter dessen eigener Firma, und genau so, wie sie gegenwärtig bestehe, fortführen, und keinen der Arbeiter, denen er so lange Brod gegeben, verabschieden solle. Obgleich Michael aus vielen Aeußerungen des Verstorbenen hätte die Hoffnung auf ein solches Glück schöpfen können, so versetzte ihn doch die Gewißheit davon in eine ungemeine Bestürzung, so daß er längere Zeit bedurfte, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, er sei in so jugendlichem Alter ein wohlhabender, durchaus unabhängiger Mann, und dazu auf die rechtmäßigste Weise gelangt. Sein tiefes Dankgefühl verlangte Befriedigung; er fand sie in dem Bestreben, die Handlung im Geiste seines Wohlthäters fortzusetzen, jeder

Einrichtung in derselben unverbrüchlich treu zu bleiben — und in dem Entschlusse, durch einen exemplarischen Lebenswandel die ungemeine Gunst, deren er gewürdigt worden war, vor den Augen der Welt zu rechtfertigen.

Unter der Verlassenschaft des Kaufmanns fand sich ein kleines schlechtgemaltes, aber wohlgetroffenes Bild von ihm. Dieser Fund versetzte den dankbaren Stephany in ein freudiges Entzücken. Er ließ das Bild von einem berühmten Künstler ins Größere malen, und betrachtete es mit feuchten Blicken, als er sah, daß das Genie des Malers die Aehnlichkeit dadurch erhöht hatte, daß er es verstanden, die todten Züge durch ein rührendes Leben zu beseelen. — Das Bild ward nun in einen schönen, goldenen Rahmen gefaßt und in der Mitte des Comtoirs aufgehängt, wo es mit freundlich ernstem Blick auf den nunmehrigen Herrn des Hauses, der an dieser Stelle seinen Platz genommen — unwandelbar herabschaute. Unwillkürlich hefteten sich Stephany's Augen, wenn er eine kühne Speculation gewagt oder Nachrichten von dem Gelingen irgend eines Unternehmens erhalten hatte, auf das liebe ehrwürdige Gesicht; es dünkte ihm dann, als nähme der Begründer seines Glückes noch Theil an diesen irdischen Angelegenheiten; — ja, es dürfte sogar behauptet werden, das Bild habe einen wesentlichen Einfluß auf das Verhalten sämmtlicher Comtoiristen geübt; denn wie hätte ein Lässiger, Unfleißiger ohne Erröthen zu dem Manne aufblicken können, der stets von seinem Nachfolger als das würdigste Vorbild strenger Ordnung und unermüdeter Handelsthätigkeit gerühmt wurde? —

So wie Stephany seine Angelegenheiten völlig geordnet sah, erwachte in ihm der Wunsch nach süßeren Freuden, nach einem holden Weibe, für dessen Glück zu leben, er

sich bewußt wäre. — Auch bei der Wahl einer Gattin ging Stephany mit der ruhigen Besonnenheit zu Werke, welche das Schicksal ihm angeeignet hatte. Unbescholtenheit, frommer Sinn, Liebe zur Häuslichkeit waren die Forderungen, welche er an die künftige Lebensgefährtin machte; und manch flüchtiges Wohlgefallen, manche entstehende Neigung brachte er der Unerläßlichkeit dieser Bedingungen zum Opfer. Endlich ward sein vierjähriges Suchen durch das herrlichste Finden gekrönt. — Die Tochter eines armen Schulmannes stellte die verlangten Eigenschaften in sich dar, und verband mit denselben eine so natürliche Anmuth, nebst einer so still begeisterten Leidenschaft für ihren Erwählten, daß Stephany sich höchst glücklich fühlte. — Niemals verstand wohl ein Mann es besser, als er, sich die zärtlichste Liebe seiner Frau zu erhalten, uud dabei doch ein fast gebietendes Ansehen gegen dieselbe zu behaupten. — Ein, obgleich milder, doch durchaus entschiedener Charakter, ruhige Unerschütterlichkeit des Willens und das Bewußtsein, der Versorger der Seinen im erschöpfendsten Sinne des Wortes zu sein — waren die Grundpfeiler der Höhe, auf welcher er als das Haupt des Hauses, als Ehemann und als Brodherr, in Ehrfurcht erregender Würde stand. — Frau Stephany blickte zu ihrem Manne, wie zu einem höheren Wesen auf; mit schweigender Pünctlichkeit wurden seine Befehle erfüllet, und mit einer Demuth und Unterordnung, die manche junge Frau, welche nicht erwäget, wie tief sie sich entehre, wenn sie sich des Triumphes freuet, den Gatten zum Sclaven ihrer Launen herabgewürdigt zu haben — belächeln und unglaublich finden würde, nannte sie ihren Mann: „den Herrn." —

In genußreicher Einförmigkeit lief das Uhrwerk des Fa-

milienlebens in Herrn Michael Stephany's Hause ab; desto wechselvoller, vielseitiger ward seine Thätigkeit wie seine Theilnahme von seinem Geschäftskreise angeregt, der sich mit jedem Jahre erweiterte. — Michael Stephany hatte sein vierzigstes Lebensjahr noch nicht erreicht, als Göthe's Wort: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle;" schon an ihm in Kraft trat, denn, sein Bürger- und Kaufmannsruf war makellos; seine Wohlhabenheit gediegen, und so richteten sich seine Wünsche und Hoffnungen von diesen erworbenen Schätzen auf die beiden Söhne, mit denen seine Ehe gesegnet worden war.

Herrmann, der ältere, schien in seiner unruhigen, heftigen Gemüthsart, in einem rastlosen Streben nach unerreichbaren Dingen, in unbefriedigten Wünschen, den stillen, friedlichen Sinn seiner Eltern zu verleugnen; doch fesselte der wilde Knabe diejenigen, welche sein stürmisches, kampfähnliches Treiben von ihm entfernte, wieder durch die ungemeine Lieblichkeit seiner äußern Bildung, durch die Schärfe seines Verstandes und durch das lebendige Wesen, womit er jeden Gegenstand erfaßte.

Eine Erscheinung ganz anderer Art, war sein jüngerer Bruder Ewald. — Weniger lieblich gebildet als Herrmann, zog er dennoch die Blicke des Wohlwollens mit unwiderstehlicher Gewalt auf sich. Weichheit des Gemüths, Tiefe des Gefühls und ein sich früh in ihm entwickelnder Kunstsinn ließen keine gemeine Regung in dem Knaben aufkommen, und verbreiteten über sein Wesen die Klarheit einer höheren Natur.

Vater Stephany ersetzte den Mangel eigener, wissenschaftlicher Bildung durch reiche Menschenkenntniß, und einen sehr geübten Blick, womit er die Eigenthümlichkeiten

der Menschen auffaßte; die Verschiedenheiten seiner Kinder konnten daher um so weniger unbemerkt von ihm bleiben, je mehr er wünschte, sie in gleichen Neigungen, gleichem Streben aufwachsen zu sehen, und es dünkte ihm die schwerste, aber lohnendste Aufgabe für sein Talent, Andere seinem Willen freudig geneigt zu machen — die Anlagen seiner Kinder so auszubilden und zu leiten, daß ein Endpunct, die zu entgegengesetzten Richtungen hinstrebenden Gemüther dennoch einst vereinige. Oftmals, wenn der liebende Vater das kräftige Leben, die harmlose Fröhlichkeit seiner Kinder sich in heiteren Spielen äußern sah, gedachte er in traurigen Vergleichungen seiner eigenen verkümmerten Jugend; — doch stets knüpfte sich an diese trüben Erinnerungen die dankbare Erwägung, daß der Druck jener Tage nur die enge Knospe gewesen sei, aus welcher sich sein nachheriges Glück reich und vollblühend entfaltet habe. Eigene Erfahrung hatte ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß Ungebundenheit, allzuzärtliche Behandlung, ungestörter Genuß aller Freuden des Wohlstandes gar selten der Jugend fromme; daß hingegen die Nothwendigkeit der Stachel sei, der die Funken des Geistes schlage, und daß Entbehren besser für das Leben stärke, als Genießen. Diesem Grundsatze zufolge, behauptete er bei inniger Liebe für seine Kinder stets eine weise Strenge gegen sie, und drang auf unverbrüchlichen Gehorsam, um sie zur Freiheit zu erziehen.

Beide Knaben erhielten vortrefflichen Unterricht. Obgleich nichts verabsäumt wurde, was im Allgemeinen zu der Bildung eines jungen Mannes erforderlich ist, so wurde doch insbesondere die meiste Zeit und Sorgfalt auf diejenigen Kenntnisse verwendet, welche ihnen zu dem Berufe, wozu sie bestimmt waren, dem Kaufmannsstande — unerläßlich waren.

Nur bei Ewald ward eine kleine Ausnahme gemacht. Sein Talent zum Zeichnen strebte sichtlich hervor, so daß sein Vater es als recht und pflichtgemäß erkannte, diesem schönen Triebe Pflege und Wartung zu geben.

Herrmanns liebstes Studium war Geographie; Reisebeschreibungen seine, mit unersättlicher Gier verschlungene Lectüre. Die Vorsehung gebrauchte späterhin die Lieblingsneigungen beider Knaben, welche mit ihnen erwuchsen, um sie ihrem Schicksal zuzuführen.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß das Gewerbe, der Beruf, die Kunst, welches alles er mit Begeisterung treiben und zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht sieht, den Nachahmungstrieb in ihm anreget; und dies um so mehr, wenn das Glück diese Bemühungen unterstützt und die Erfolge krönt. —

Die Handlung Herrn Michael Stephany's, seine großen Fabriken, sein Hausleben, war ein Bild des regesten Fleißes, der musterhaftesten Ordnung und eines richtigen Maßes in jedem Sinne. Das Ansehen, dessen der Principal bei den Seinen genoß, war auf die persönlichste Würde gegründet, und erschien dennoch als ein freundliches. Das kleinste Wort von ihm hatte Gewicht, keines wäre jemals in den Wind geflogen. Sein Beifall stand im höchsten Werthe; um keinen Preis hätte auch der geringste seiner Untergebenen eines gewogenen Wörtleins verlustig gehen mögen.

Diese wohlgeregelten Einrichtungen übten einen stillen, aber mächtigen Einfluß, und man fand nichts bewundernswürdiger, als daß solch eine großartige Wirksamkeit so einfach regiert würde.

Die beiden Knaben fühlten sich in immer stärkeren Graden in die Kreise der sie umgebenden Thätigkeit gebannt, und

für die Zwecke derselben interessirt, so daß keinem von Beiden nur von fern der Gedanke beikam, ihre Wünsche nach einem anderweitigen Ziele zu richten; es versteht sich jedoch von selbst, daß Herrman von der Zukunft träumte, sie könne und werde seine Reiselust befriedigen, und dies zu Nutz und Frommen des väterlichen Gewerbes, und Ewald glaubte, die Uebung seiner Lieblingskunst könne einst recht füglich neben der Erfüllung seiner Berufspflichten bestehen.

So wirkte nichts Herrn Stephany's erstem Wunsche, seine Söhne zu Kaufleuten heran zu bilden, entgegen, aber um so stärkeren Widerstand sollte sein zweiter, die zu Männern gereiften Knaben bei der Wahl ihrer Gattinnen von Forderungen, denen gleich, die ihn einst so glücklich geführt hatten, geleitet zu sehen — erfahren.

Zu den hauptsächlichsten Erfordernissen einer glücklichen Ehe rechnete Herr Michael Stephany, außer den uns bekannten Bedingungen — Gleichheit des Standes und ein richtiges Verhältniß des Alters der beiden Ehegatten. Ferner behauptete er, würden die Freuden und Interessen einer Ehe dadurch gehoben und vervielfältigt, wenn Eheleute aus einem Orte wären. — „Denn," vertheidigte er seinen Satz, „kommt die Frau als eine Fremde in den Wohn- und Geburtsort des Mannes, so hat der Letztere einen großen Aufwand von Feinheit, Besonnenheit und Darstellungsgabe von Nöthen, um die Frau für ihre neuen Umgebungen zu gewinnen, und ihr das bange Gefühl des Fremdseins zu ersparen. — Zu gleicher Zeit ist er in dem Falle, den Vertheidiger der Gattin gegen seine Mitbürger und Mitbürgerinnen machen zu müssen; denn mit wie viel Rücksichtnahme sie auch die ersten Schritte auf der neuen Bahn beginne, so wird sie doch überall gegen Pflichten, die ihr

unbewußt obliegen, verstoßen. — Sie wird es hier verabsäumen, mit Auszeichnung der Dankbarkeit Zoll gegen einen zu entrichten, der nicht ihr, sondern ihrem Manne oder dessen Eltern einmal einen kleinen Dienst erwiesen. Sie wird ihren Umgang lieber nach ihrem Geschmacke, als nach den Erwartungen anmaßender Vettern und Basen wählen; und der Mann befindet sich in der peinlichen Klemme zwischen liebevoller Schonung gegen die junge Frau und der angestammten Achtung für verjährte, wenn auch drückende Verhältnisse. —

Als Herrmann und Ewald Stephany in den Jahren waren, in welchen ihr Vater sie zu Theilnehmern seiner Handlung erheben wollte, erfüllte er dies Versprechen, und setzte die Bedingungen, unter denen es geschehen sollte, mit väterlicher Liebe und Großmuth fest. — Herrmann ging nun auf Reisen. Sein Bruder blieb daheim, und wenn er das Comtoir verließ, erholte er sich im Gebiet der Kunst.

So waren einige Jahre in ununterbrochener Ruhe vergangen, in deren letzterer Zeit Herrmann von einer großen Reise zurückgekehrt und jetzt nach Hamburg abgegangen war, woselbst ein bedeutendes Handlungsgeschäft seine Anwesenheit auf längere Zeit erheischte. — Ein ansehnliches Kaufmannshaus, mit welchem Herr Michael Stephany seit langen Jahren in Verbindung stand, ließ es sich nicht nehmen, den Sohn eines so sehr geachteten Geschäftsfreundes als Gast bei sich aufzunehmen. — An den Bericht hievon knüpfte sich in Herrmanns Briefe eine begeisterte Schilderung der Familie jenes Hauses; besonders hervorgehoben war die Liebenswürdigkeit der älteren Tochter Meta. — Vater Stephany las den Brief zweimal mit immer stärkeren Kopfschütteln, und überlegte ängstlich, wie das Geschäft,

welches seinen Sohn dort festhielt, wohl zu fördern sei. — Doch seine Besorgniß ward durch einen bald einlaufenden zweiten Brief Herrmanns gerechtfertiget und vermehrt, in welchem er jene leisen Andeutungen in die offene Erklärung übergehen ließ, daß er die schöne Meta leidenschaftlich liebe, die Ueberzeugung habe, daß dies Gefühl von ihr erwiedert werde, und nächstdem auch hoffen dürfe, von Meta's Eltern begünstigt zu werden, wenn anders die Erlaubniß der seinigen, welche er sich hiermit kindlichst erbitten wolle — ihn dazu berechtiget habe, sich um die reizende Hamburgerin zu bewerben. —

Vater Stephany ward nach Lesung dieses Schreibens höchst unruhig; eine Heirath dieser Art lag gar nicht in seinen Planen; doch ehrte er die Menschenrechte seines Sohnes zu sehr, war so fern von der Ueberhebung der eigenen, daß er sich in seiner Antwort an Herrmann bloß auf die ernste, väterliche Ermahnung beschränkte, sich nicht zu übereilen, nicht mit dem Auge allein zu wählen, sondern dem Verstande die erste Stimme bei der Wahl zu gönnen. — Sollte jedoch diese Ermahnung zu spät kommen, so dürfe er sich in diesem unerwünschten Falle des mütterlichen Segens und der väterlichen Einwilligung immer getrösten. — Vater Stephany beruhigte nun seine Frau, welche schwer den Gedanken aufgab, ein Kind ihrer Vaterstadt zur Schwiegertochter zu erhalten, und lenkte ihr Sinnen und Denken von diesem verfehlten Wunsche ab auf die Veränderungen, welche nun im Hause zu treffen wären.

Der eine Flügel des großen, prächtigen Gebäudes, in welches sich das kleine Häuschen des Kaufmanns, der Herrn Michael Stephany's Glück gegründet, verwandelt hatte, ward nun zur Wohnung für Herrmann und dessen junge Frau eingerichtet. —

Gediegene Wohlhabenheit, freundliche Bequemlichkeit, bescheidene Einfachheit waren die Grundzüge der Einrichtung; überall verweilte das Auge darin auf Gegenständen, welche zur Verannehmlichung des häuslichen Lebens bestimmt waren; nirgends aber ward der Prachtliebe geschmeichelt — nichts verrieth die Sucht zu glänzen, sich auszuzeichnen.

Frau Stephany wagte es, ihrem Eheherrn einige schüchterne Vorstellungen zu machen, welche die Besorgniß enthielten, ob auch der jungen, vielleicht an Glanz und Schimmer gewöhnten Frau dies oder jenes gut genug sein und deren Erwartungen entsprechen werde; aber Vater Stephany furchte die Stirn, und sagte mit dem Tone, gegen welchen niemals ein Widerspruch hervortrat: „Wollen wir uns auch den Teufel des Luxus, der Modesucht, des verderblichen Zeitgeistes bei einem Haare fassen lassen, auf daß er unser ganzes Wesen ergreife und uns verderbe? — Nein! es bleibt alles so, wie es ist, und die junge Frau wird es sich gefallen lassen; ich stehe Dir dafür, Mütterchen! — Lasse uns ihr statt Prunkgeräth und entbehrlicher Zierden reiche Liebe und freundliche Duldung im vollsten Maße geben, und wir werden das Vergnügen genießen, sie die Unsrige werden zu sehen; das heißt, wir werden sie nicht bloß für unser Herz gewinnen, sondern sie auch empfänglich für unsere Denkart und Handlungsweise machen. —“

Herrmanns Verbindung ward nun in möglichster Geschwindigkeit vollzogen; der Tag, an welchem ihn und sein junges Weib die Seinigen in der Vaterstadt erwarten durften, war bereits anberaumt; er erschien. — Das Stephany'sche Comtoir blieb für heute geschlossen; sämmtliche Commis, festlich gekleidet, ritten den Erwarteten bis in das nächste Städtchen entgegen; an ihrer Spitze Ewald, der das

innige Verlangen fühlte, den theuern Bruder und die unbekannte Schwägerin, von welcher er sich das lieblichste Bild entworfen — so früh als möglich, zu begrüßen. —

Bei dem herannahenden Abende rollte der Wagen, von der stattlichen Cavalcade umschwärmt, vor das Vaterhaus. — Hermann öffnete in liebender Hast den Wagenschlag und hob seine Frau heraus, die in stolzer Schönheit an seiner Hand den tiefbewegten Eltern entgegentrat. —

Während Herrmann am Halse seiner Mutter hing, die dem Sohne schluchzend Glück wünschte, nahm Vater Stephany die Schwiegertochter in seine Arme und sprach: „Der Herr segne und behüte Ihren Eingang bei uns, Frau Tochter! — Er lasse Ihren ersten Schritt über die Schwelle dieses Hauses den Ueberschritt in ein Leben voll Liebe, Frieden und göttlichen Segens sein! — Treten Sie getrost ein! Sie sind unter liebenden Verwandten, die, sollte Ihnen hier irgend etwas nicht gefallen, dies gern, in sofern es nicht wider unsere Pflicht und Grundsätze stritte, abändern werden. —"

Die schöne Meta erwiederte in seltsamer Betroffenheit die rührende Begrüßung, und jetzt ward sie von der Mutter an das überströmende Herz gedrückt. — „Willkommen! tausend Mal willkommen, liebe Tochter!" sagte die würdige Frau, und küßte mit Lippen, die in heftiger Rührung zuckten, Meta's blühenden Mund. — „Sie werden," fuhr sie fort, „in unserm Kreise Ihre Heimath zwar nicht vergessen, aber doch entbehren lernen; und mein Herz wird ein Mutterherz für Sie sein! —"

Jetzt bemerkte Vater Stephany, der alles Aufsehen haßte, daß die Nachbarn Zeugen der herzlichen Scene gewesen; er nahm schnell die junge Frau aus den Armen der Mutter, und führte sie in das Haus. —

Alles, was Meta hier sah, hörte und empfand, war ihr neu, erschien ihr wundersam, und wirkte befangen auf sie ein. — Zimmerverzierungen, Meublen, Haus- und Tafelgeräthe, Kleidung, ja selbst Speise und Trank, alles stand in vollkommener Harmonie und kündigte einen gediegenen, mit weiser Sparsamkeit verwalteten, ohne verletzenden Dünkel gezeigten Reichthum an. — Da war nichts, was unnütz oder überflüssig gewesen wäre; nichts, was hätte blenden sollen, alles ladete zu heiterem Lebensgenuß, zu freundlicher Familiengeselligkeit ein, und diese todten Umgebungen sprachen beredtsam genug den Geist ihrer Besitzer aus. — Gewinnende Herzlichkeit, stille Pflichtanerkennung, geräuschlose Uebung derselben charakterisirte die Mitglieder des Hauses — und Meta fühlte sich von der Gewalt dieser fremden, aber wohlthuenden Eindrücke ergriffen und bezwungen. —

Es ist eine Beglaubigung der menschlichen Fähigkeit zur Tugend, daß, wo das Gute erscheint, es nie ohne Wirkung bleibt, selbst nicht auf einen widerstrebenden Sinn. Auch bei Meta sollte sich dies bewähren.— In dem Glanze eines alten, reichen Kaufmannshauses aufgewachsen, das die bescheidenen Sitten der Vorzeit gegen modernen Luxus, prahlerische Ueppigkeit und ungezügelte Aufwandslust umgetauscht hatte, war Meta in dem drückenden Stolze, womit diese Classe, sich die Erfolge des Fleißes und der Sparsamkeit ihrer Vorvordern als eigenen Werth beilegend, nicht selten auf andere erwerbsfleißige, aber unbemittelte Menschen herabblickt — erzogen worden. — Außer der Aneignung der Geschicklichkeiten und Talente, welche das Gesellschaftsleben erfordert, hatte sich Meta mit ihrer Ausbildung wenig Mühe gegeben, und war den Bestrebungen ihrer Lehrer nicht son-

derlich zu Hülfe gekommen; sie hatte dies um so weniger nöthig zu haben geglaubt, je deutlicher sie sich bewußt war, von der Natur mit ungewöhnlicher Gunst ausgestattet wor=den zu sein. — Jetzt sah sich Meta nun plötzlich durch die Verheirathung mit einem Manne, der mit Recht ihre erste Liebe genannt werden konnte — in eine ihr ganz fremde Sphäre versetzt. Es war ihr hinlänglich bekannt, daß ihr Schwiegervater ein sehr reicher Mann sei, und doch bemerkte sie, daß hier die Güter des Wohlstandes so vorsichtig, nütz=lich und gewissenhaft verwaltet wurden, als seien diese Schätze nur anvertrauete und nicht eigene Besitzthümer. — Die hohe öffentliche Achtung, in der die Familie Stephany stand, konnte ihr nicht zweifelhaft bleiben; und doch sah sie, mit wie vieler Bescheidenheit man diesen Vorzug genoß, und wie man jeden der geringsten Arbeiter des Hauses mit leutseliger Würdigung behandelte. — Es konnte nicht fehlen, Meta mußte durch den Unterschied zwischen einem solchen Beneh=men und dem, welches sie in ihrem väterlichen Hause ken=nen gelernt hatte, zu Folgerungen geführt werden; und mehr noch ein dunkles Gefühl, als ein heller Begriff sagte ihr, daß nur allein ein so edler Gebrauch den Besitz irdischer Gaben sichere, ja, gleichsam heilige, und sie gab sich fast willenlos dem Zuge des Beispiels hin. — Endlich erleich=terte ihr die leidenschaftliche Liebe für ihren Mann, die Selbstverleugnung, mit welcher die neue Art, sich zu geben, für sie verbunden war, und verklärte die Entzwecke derselben, und als der scharfe Hauch der dahinrollenden Jahre den Glanz dieser Verklärung abgeblaßt hatte, war Meta schon längst mit den unzerreißlichen Banden der Gewohnheit an ihre nunmehrige Lebensweise gefesselt worden. — Vater Stephany bemerkte wohl bald, daß Meta weder seiner Frau

einfachschönes, genügsames Herz, noch deren hausmütterliche Tugenden besitze, doch, der Meinung lebend, daß es nicht gut und zweckmäßig sei, in ein beginnendes Verhältniß tadelnd und belehrend einzugreifen, vertrauete er der Kraft des Beispiels, die sich an neuen Ankömmlingen in seinem Hause schon oft hatte bewährt finden lassen, und dies Vertrauen ward von der Zukunft größtentheils gerechtfertiget, und sein regestes Interesse bald von einem nicht minder naheliegenden Gegenstande angezogen. —

Während Herrmann in den Rosenmonden der Ehe lebte, war für seinen Bruder der Frühling der Liebe auch gekommen. Vater Stephany hatte unlängst einen Weinberg gekauft, der eine Meile von der Stadt entfernt lag. Er beabsichtigte, auf den Grund eines dort baufällig gewordenen Hauses ein neues, schönes Gebäude aufführen und zu einem Sommersitze einrichten zu lassen. Solch eine Villa hatte der Familie bis dahin gefehlt. Vielleicht waren noch geheime Gründe zu dieser Anlage vorhanden. Wir wollen es auf sich beruhen lassen. — Der Commerzienrath ertheilte seinem jüngeren Sohne den Auftrag, diesen Bau zu leiten, wozu Ewald die nöthigen Kenntnisse besaß. Vermuthlich hatte der Vater auch hiezu seine weisen Ursachen. Der talentvolle junge Mann, dessen Gesundheit durch angestrengtes Arbeiten ein wenig gelitten hatte, fand auf dem Weinberge ein Feld, um mit Lust regsam zu sein; der gute Vater wollte seinem liebsten Sohne die göttliche Freude gönnen, die Freude am Schaffen!

Gegen die Mitte des Septembers zeigte sich der Bau

beinahe fertig; nur das Innere des Gebäudes war noch nicht vollendet, und Ewald, welcher seinen Vater gebeten hatte, nicht eher heraus zu kommen, bis daß alles gethan sein würde, gedachte die Seinigen mit einem kleinen, häuslichen Feste zu überraschen, welches zu Ende der Weinlese gefeiert werden sollte, und wünschte zu diesem Zwecke die Anfertigung eines Familiengemäldes in der Manier, wie sein Vater sie liebte. —

Ewald äußerte gegen einen seiner Kunstfreunde diesen Wunsch, und zugleich die Besorgniß, ihn unerfüllt zu sehen, weil sich ja wohl schwerlich in so kurzer Zeit ein Maler hier einfinden würde, der diesem Bedürfniß abhelfen könnte. — Der Freund, höchlich verwundert darüber, daß Ewald noch nicht wisse, daß sich bereits seit Monatsfrist der berühmte Künstler Hell hier aufhalte, gab ihm die erfreuliche Kunde davon, und ermahnte ihn, keine Zeit zu versäumen und sogleich zu dem Maler zu eilen, weil die Aufträge, welche derselbe von nah und fern erhalte, sich mit jedem Tage anhäuften. — Er nannte ihm die Wohnung des Malers, und Ewald folgte erfreut und dankbar der Weisung.

Die bezeichnete Wohnung war in dem Eckhause einer unbedeutenden Nebenstraße. — Ewald gelangte auf einen dunklen Saal, und fand glücklich die rechte Thüre. — Er pochte, man rief: „Herein!“ er öffnete die Thüre. — Der Maler, ein schöner, kräftiger, junger Mann stand unbeschäftiget, wie es schien — vor seiner Staffelei, und betrachtete das darauf befindliche Bild mit so großer Aufmerksamkeit, daß er den Gruß des Eintretenden nur flüchtig und ohne das Auge davon abzuwenden — erwiederte. —

Ewald, selbst Enthusiast für die Kunst, hatte sich im steten Umgange mit den Jüngern derselben daran gewöhnt,

diese Menschen nicht nach dem Maßstabe allgemeiner Regeln zu beurtheilen, und ihnen manche Abweichung von der gewöhnlichen Sitte zu verzeihen; aber dennoch setzte des jungen Mannes, unsern Ewald gänzlich unberücksichtigendes Betragen diesen in einige Verlegenheit. — Er glaubte sich der Aufmerksamkeit des Malers, der noch immer die starren, verzückten Blicke auf dem Bilde festhielt — nicht besser bemächtigen zu können, als wenn er das Interesse des Künstlers für den Augenblick theile, und so trat er an die Seite desselben, das Bild gleichfalls in Augenschein nehmend.

Siehe! das holdeste, lieblichste Mädchengesicht, das Ewald jemals gesehen, schaute ihn von der Leinwand an. Der Unschuld heitere Ruhe blickte aus dem Himmel dieser seelenvollen blauen Augen, über diesen feinen Zügen schwebte Friede des Herzens, und ein Lächeln um den zarten Mund, wie wenn Kinder im Traum lächeln, ließ einen Engel sichtbar werden. Eine kleine Beugung des Halses schien der Ausdruck der Schüchternheit, der Demuth; die Farben waren lebhaft, doch äußerst zart, und das ganze Bild nur der durchsichtige Schleier eines liebenswürdigen Wesens.

Ewald verrieth seine Bewunderung durch einen leisen Ausruf des Entzückens — und er war plötzlich dem Maler kein Fremder mehr, er war sein Freund geworden. — „Nicht wahr," sagte der Maler, und legte vertraulich die Hand auf Ewalds Schultern, „man wird unwillkürlich hingerissen? — Es ist dies aber auch mein gelungenstes Bild, um keine Erdenschätze möchte ich es missen! Und je mehr ich es anblicke, je mehr verkündigt sich mir der liebenswürdige Geist, der diese schöne Form beseelt. —"

Ewald hatte in einer kleinen Zerstreuung diese letzten Worte überhört; er beantwortete nur die erstgesagten, indem

er entgegnete: „Ein ähnliches Gefühl mag es gewesen sein, welches einst die Brust des Pygmalion in glühender Leidenschaft für das Gebilde seiner Kunst entflammte."

Der Maler schüttelte den Kopf. „Nein," erwiederte er, „Pygmalion liebte sein eigenes Gebilde, ich hingegen verherrliche durch meine Freude an diesem Gemälde den großen Schöpfer, der die sanfteste weibliche Seele mit dieser schönen Hülle schmückte. Mein Wohlgefallen an dem Urbilde ist rein geistiger Natur und darf selbst meine Braut nicht beleidigen; es ist nur die gerechteste Huldigung für die frömmste Unschuld und die süßeste Unbewußtheit eigener Holdseligkeit, wie ich diese Himmelsblüthen so noch niemals mit der Schönheit Rose gepaart gesehen habe. —"

„Also lebt ein Orginal zu diesem Bilde?" fragte Ewald freudig erstaunt, und fuhr fort, „ich glaubte, es sei dies nur ein Kind der Begeisterung. Die tiefe Ruhe, welche mit mildem Glanze das ganze liebe Gesicht überschimmert, und noch von keiner üblen Weltangelegenheit berührt scheint, dies Lächeln der Kindlichkeit, welches wie ein Hauch des Paradieses auf den feinen Lippen schwebt — bestimmte mich, dies zu vermuthen."

Der Maler nickte. „Sie sollen das Mädchen kennen lernen;" sagte er, „ich werde," fuhr er fort, „mich Ihnen am besten als einen Freund der Wahrheit empfohlen haben, wenn Sie mit eigenen Augen sehen, wie wenig ich geschmeichelt."

Jetzt brach der Maler schnell ab von diesem Gegenstande, und fragte nach Ewalds Namen und Begehren. — Nachdem die Mittheilung geschehen, alles gehörig besprochen und bedungen war, und Ewald von dem Maler das Versprechen erhalten hatte, daß dieser das verlangte Bild zu der bestimm-

ten Zeit liefern werde — sagte der Letztere: „Kommen Sie morgen Nachmittag um drei Uhr hierher; ich werde dann nicht zu Hause sein, Sie aber pochen an die nächste Zimmerthür, welche zu der Wohnung des invaliden Majors von Norden führt, dessen Tochter Christine das Original jenes Bildes ist. — Sie sagen dort, daß Sie um diese Zeit von mir bestellt worden sind, und ich darf wohl vermuthen, daß man sie nöthigen werde, daselbst mein Erscheinen abzuwarten. Ich werde dies um ein halbes Stündchen verzögern, damit Sie Zeit gewinnen. Vergnügt dankte Ewald dem Maler und versprach sich einzufinden.

Die Begeisterung ist ansteckend, wie das Fieber. Ewald fühlte seit seinem Besuche bei dem Maler sich selbst und seiner ruhigen Empfindungsweise entrückt. Wo er ging und stand, jenes Bild war wie festgebannt vor seinen Augen. Was der Maler mit Innigkeit gesprochen, Ewald wiederholte es sich tausendmal, und seine Phantasie war durchaus vorbereitet auf einen Anblick, dem er in unruhiger Erwartung mit sehnsüchtigem Verlangen entgegensah.

Am folgenden Tage zu der bezeichneten Stunde ging Ewald, zierlich gekleidet, in das bewußte Haus. Der Athem stockte ihm, als er die Stiege hinaufging, und nun vor der angegebenen Thür stand. — Eine klare, süße Stimme las Zeitungen vor; ein rauher, tiefer Husten tönte zuweilen störend zwischen durch. — Endlich pochte er mit zitterndem Finger, und trat nach dem darauf erfolgenden Aufruf ein.

Ein großes, helles Zimmer, an welches ein Alkoven stieß, nahm ihn auf. — Die Einrichtung desselben, obwohl sehr einfach, ermangelte jedoch nichts, was zur Anständigkeit einer Wohnung erforderlich ist, eben so wenig des Schmuckes netter Reinlichkeit und Ordnung. — Ein Mann

in abgetragener, brauner Husarenuniform, der, obgleich noch in den spätern Mitteljahren stehend, dennoch ein greistges, verdrießliches Ansehen hatte, welches ihm vielleicht langgetragener Körperschmerz oder der Druck eines schweren Schicksals aufgedrungen — saß, Taback rauchend, in einem bequemen Lehnstuhl, sein gesundes Bein ruhete auf einem Fußbänkchen, auf dessen beschränkter Hälfte die Vorleserin saß, die das väterliche Knie zum Ruhepuncte ihrer Hand und des Zeitungsblattes benutzte, der Stelzfuß war fest in den Boden gestemmt, und behinderte das augenblickliche Aufstehen des Verstümmelten. — Verwirrt, und in sichtlicher Beklommenheit stammelte Ewald seine Entschuldigung, und senkte die schuldverrathenden Augen tief vor des Mädchens hellen, fragenden Blicken, welche es mit unschuldiger Eindringlichkeit auf seinem glühenden Gesichte fest hielt. — „Ganz recht, mein Herr!“ sagte der alte Husar, „unser Nachbar Hell wollte um drei Uhr wieder nach Hause kommen. Er hat uns ersucht, daß, wenn unterdessen Jemand nach ihm fragen sollte, wir versichern möchten, daß er nicht länger ausbleiben werde, und so muß er denn gleich kommen; die Glocke hat bereits drei geschlagen. — Wollen Sie nicht so lange bei uns verweilen und ein wenig Platz nehmen? —“ Ewald bat zuvörderst um die Vergünstigung, daß man ihm sage, mit wem zu sprechen er die Ehre habe? —

„Ich bin der Major Norden, und dies ist meine Tochter, und Sie, mein Herr? —“ antwortete der Invalide.

Ewald nannte seinen Namen. Des Majors düstere Stirn entwölkte sich in lichter Heiterkeit. „Es freuet mich, lieber Herr Stephany, Sie kennen zu lernen, in der That, es freuet mich sehr! —“ sagte er mit dem Ausdrucke eines natürlichen Vergnügens, und fuhr fort, „was es doch für

ein herrliches Ding um einen guten Namen ist! Der Ihrige steht in so allgemeiner Achtung, daß Sie ihn nur nennen dürfen, um auf das günstigste empfohlen zu sein. — Vor Ihrem Herrn Vater habe ich oft, ohne ihn zu kennen, demüthig die Mütze abgenommen. Das ist ein Kernmann! Ein wahres Muster für Bürger und Kaufleute, — und gewiß einer der wenigen Reichen, welche in das Himmelreich eingehen werden, weil er nach des Herrn Sinne mit dem anvertraueten Pfunde wuchert."

Diese Aeußerungen rührten wohlthuend Ewalds Gemüth. Er fand in ihnen eine geheime Rechtfertigung seines neugierigen Andringens, und fühlte sich dadurch ermuthiget, während er ein ruhig fortlaufendes Gespräch mit dem Vater besonnen fortspann — den verschüchterten Blick wieder zu dem eigentlichen Zwecke seines Hierseins, zu der schönen Christine — zu erheben. Diese hatte ihren niedern Sitz mit einem höheren, das Zeitungsblatt mit dem Strickzeuge vertauscht, und gab ihre rege Theilnahme an der Unterhaltung, welche sich in einem Kreise bewegte, von dem Weiblichkeit und Kenntnißmangel sie ausschlossen — nur durch ein leises Lächeln, ein fast unmerkliches Kopfnicken, womit sie manche Bemerkung, manchen Ausdruck Ewalds auszeichnete — zu erkennen. — Es schlug vier Uhr. Die Stunde war unserm Ewald gleich einem süßen Augenblicke entflohen. Auch würde er, wäre er minder bescheiden gewesen — es nicht als zufällig angesehen haben, daß Christine, gerade als die Uhr zu summen begann, ein kleines Geräusch erregte, als solle er nicht hören, daß er schon eine ganze Stunde hier auf den Maler gewartet. — Dieser erschien jetzt. Er brachte gegen Ewald, wie gegen den Major und Christine einige scheinbare Entschuldigungen vor, und heim-

lich nickte er dem Ersteren listig und schelmisch zu; darauf entfernten sich die beiden Männer, nachdem Ewald von dem Major ersucht worden war, wieder einmal bei ihm einzusprechen. —

Die Natur mag es verantworten, warum Ewald, dessen Seele klar und rein, nie auf trübem Grunde Heimlichkeiten verbarg, heute sich eines Verbergens der ahnungsvollen, seligen Stimmung, in welcher er sich befand, schuldig machte; warum er mit erzwungener Gleichgültigkeit dem Maler versicherte, daß ihm die neue Bekanntschaft ganz wohl gefalle, er das Gemälde sehr ähnlich gefunden und sich ihm für die verschaffte Augenweide verpflichtet fühle. —

Der Maler war kein Mann von Wort, es war ihm unmöglich nach regelmäßiger Zeiteintheilung zu arbeiten, und da dies die einzige Bedingung ist, unter welcher ein großes Maß von Arbeit bezwungen werden kann, so geschah es denn oft, daß manche an ihn gemachte Forderung schneller, als man gehofft, befriediget ward, während dringendere Aufträge liegen blieben, und diese Versäumniß denjenigen, der auf ihre Erfüllung wartete, durch alle Foltergrade der Verzögerung und Ungeduld gehen ließ. — In dem letzteren Falle würde sich Ewald befunden haben, wenn er nicht für vergebliche Besuche bei dem Maler durch öftere Einsprache bei dem Major und dessen holder, sich immer lieblicher darstellenden Tochter — reiche Entschädigung gefunden hätte. —

Der Sommer, in welchen diese Sonnenwende eines bis dahin ruhigen Herzens fiel, war nicht heiß, vielmehr kalt und trübe. Der Frühherbst, diese schöne, milde Jahrszeit mit ihrem warmen Himmel und ihren lauen Nächten war überaus feucht und düster. Die Natur hatte nun einmal nicht ihren schönen Tag, wie man von einer weiblichen Er-

scheinung zu sagen pflegt. — Es war die Gesammtwitterung dieses Jahres ganz besonders der Weinfrucht nachtheilig gewesen, und einer spärlichen Ernte derselben konnte man nah und fern entgegensehen. — Das Niederschlagende dieser Aussicht ward für Ewald noch durch die Wahrnehmung vermehrt, daß der innere Bau seiner Weinberg=Villa einer thätigen, raschen Förderung ermangele und durch manche verdrießliche Zufälligkeit behindert werde; und um seinen Mißmuth darüber in einen Entschluß zu verwandeln, mußte Ewald bemerken, wie bei dem Vorrücken des Octobers das bestellte Familiengemälde, welches ihm doch ein wesentliches Erforderniß zu dem Schmucke des projectirten Einweihungsfestes dünkte — noch immer unbegonnen blieb. — Mit liebenswürdiger Bescheidenheit stellete Ewald seinem Vater die beiden ersten Uebelstände als die Motive der Bitte dar, daß das benannte Fest für dieses Jahr unterbleiben, und vorläufig bis zu dem vierten Mai des künftigen hinausgeschoben werden möchte, an welchem Tage das Jahresfest der Verbindung seines Bruders einfalle. — Doch da er den Wunsch hege, das, was er bei Anordnung und Leitung der ganzen Anlage geleistet, den Seinigen in möglichster Vollendung, verschönt von freundlichen Naturumgebungen, verlieblichet durch lichte Witterungslaune darzustellen, so füge er der ersteren Bitte noch das Ersuchen bei, daß sich die Neugier sämmtlicher Familienglieder bis dahin bescheide und vertröste lasse. — Vater Stephany, nunmehriger Commerzienrath — befriedigte gern ein billiges Verlangen, und das vorgetragene erschien ihm natürlich und gerecht; er war zufrieden damit, daß das kleine Fest einen würdigen Gegenstand zu verherrlichen bestimmt würde, und gab dem geliebten Sohne das Versprechen, daß weder er, noch einer seiner

Angehörigen die neue Anlage früher in Augenschein nehmen solle. — Da nun Ewald den Endpunct seines bisherigen Sorgens und Strebens weiter hinausgerückt sah, und die, sich ihm in Masse aufdringenden, Bezug darauf nehmenden Obliegenheiten nun mit Gemächlichkeit sondern und vereinzeln konnte, so nahm er auch die mächtigen Empfindungen um so freier und ungestörter auf, welche ihm die süße Christine einflößte. — Der Zeitraum eines Monats war hinreichend gewesen, Ewalds Bekanntschaft mit derselben und ihrem Vater so auszubilden, daß er, der anfänglich nur zuweilen um den Maler zu erwarten, dort einzutreten gewagt hatte, jetzt fast täglich ohne alle Veranlassung hinging, und auch dann ruhig blieb, wenn er den Maler zu Hause und allein wußte. —

Ewald hatte von der frühesten Kindheit an, den hohen, weiblichen Tugenden seiner Mutter, welche so still und anspruchslos von ihr geübt wurden — eine innige Verehrung gezollt, und dies um so natürlicher, als er das Segenbringende dieser Tugenden in seinem eigenen Wohlbehagen empfand. — Wie bedeutend der Einfluß sei, welchen der Sinn und das Gemüth der Frauen auf die Gestaltung des häuslichen Lebens, auf die Stimmung und den Charakter der Männer übe, dies erkannte Ewald erst dann, als der Eintritt seiner Schwägerin gewiß viele unangenehme Veränderungen und manche bittere Mißstimmung herbeigeführt haben würde, wenn das Hausherrn = Ansehen seines Vaters nicht so durchaus gegründet und seiner Mutter Denk= und Handelsweise weniger mild und besonnen gewesen wäre. —

Meta, von Natur selbstsüchtig, nicht eigentlich gutartig, und in Dingen des Herzens ziemlich indifferent, ward zwar für eine schöne Frau erkannt, aber weder mit Wärme

gelobt, noch in Wahrheit geliebt. Ja, was das Schlimmste war, so verlor der flüchtige Vorzug ihrer Schönheit allzufrüh wirksame Kraft auf seinen leidenschaftlichsten Bewunderer, auf Herrmann. Bald dieses, bald jenes Steckenpferd, welches derselbe sich anschaffte, die rastlose Emsigkeit, womit er sich in die mercantilischen Geschäfte versenkte, die Benutzung jeder freien Stunde zu gesellschaftlichem Verkehr außer dem Hause — alles dies lieferte den Beweis, daß Meta es nicht verstehe, den regen, lebendigen Geist ihres Gatten zu befriedigen, sich seiner Neigung neu und reizend zu erhalten, und nicht mit weiblicher, gemüthlicher Magie auf ihres Mannes Ruhelosigkeit zu wirken wisse. —

So wie man nur dann sich dieses oder jenes Körpertheiles bewußt wird, ja, gleichsam erst zu dem Gewahrwerden desselben gelangt, wenn ein Schmerz daran das Wohlgefühl des Ganzen stört — so ward Ewald durch das Beobachten von Meta's Betragen zum erstenmal zu einem helleren Ueberblicke der weiblichen Eigenschaften veranlaßt, welche er als erforderlich, ja unentbehrlich zu dem Glücke des Mannes, zu seinem Glücke — erkannte, und als die schwankenden Umrisse sich zu einem Ideale gebildet hatten, führte ihm die Vorsehung die Verwirklichung desselben in Christine zu. — Wenn dies liebe Mädchen ihn heut' durch die sanfte Geduld rührte, mit welcher es die Unleidlichkeit des oft mürrischen Vaters entwaffnete, so fand er es morgen durch die strenge Wirthlichkeit, mit der es das knapp zugemessene Haushaltungsgeld verwaltete, und immer noch etwas davon zu einer kleinen Freude für den Vater zu erübrigen wußte — seiner vollesten Achtung werth. — Wenn Christine ihn in der einen Stunde durch ihre kindliche Frömmigkeit entzückte, so fühlte er in einer andern unter den

süßen Schauern der Wonne, welch stiller Frieden von diesem schuldlosen, warmwohlwollenden Wesen ausströme; und diese Vorzüge waren von so viel jugendlichem Reiz umblühet, von so viel zarter Bescheidenheit überschleiert, daß Ewald, im Widerstreben gegen die heiß aufflammende Liebe für dies herrliche Geschöpf, sich an dem Urbilde des Guten und Schönen zu versündigen geglaubt haben würde. —

An einem spätherbstlichen Sonntag, an welchem Tage der Major jedesmal die Parade besuchte, eilte Ewald, von drängender Sehnsucht getrieben, zu Christine, die er länger als sonst, nicht gesehen hatte. Er fand die Geliebte einsam am Fenster sitzend, das blonde Köpfchen kummervoll auf die kleine Hand gestützt. An den rosigen Grübchen rannen frische Thränen nieder, und Ewald stand bestürzt.

„So traurig, mein liebes Fräulein?" fragte er auf das herzinnigste theilnehmend, „wenn ein Freund, der es treu mit Ihnen meint, der einen Willen, eine Welt," er stockte, „für Sie hat, Ihnen irgend worin nützlich sein könnte; so gebieten Sie über mich! Gut und Leben steht zu Ihrem Dienst."

Da quoll ein warmer Strom dankbarer Thränen unter den dunkeln Wimpern hervor; die arme Christine lächelte, und sprach mit zitternder Stimme: „Ich habe so eben eine üble Nachricht erhalten, die mich weit weniger um mein selbst willen betrübt, als meines Vaters wegen. Ich sinne eben nach, wie ich ihm diese Nachricht werde mild und schonend genug beibringen, oder auf welche Weise ihn überzeugen können, daß auch dies Unglück am Ende zu verschmerzen sei. —"

„Wenn es kein Geheimniß betrifft," entgegnete Ewald, mit immer dringenderem Antheil.

„Nein," erwiederte Christine, „ich dachte schon daran, Sie um Ihren Rath zu bitten, der uns nützlich werden kann. Achthundert Thaler, unser größter Geldbesitz, stehen in B...., dem Geburtsorte meiner Mutter, in einem Handlungshause von großem Ruf. Seitdem wir jenen Aufenthalt mit dem hieselbst vertauscht haben, ist ein Freund allda so gütig gewesen, dies kleine Geldgeschäft in Ordnung zu erhalten. Dieser Freund nun giebt mir in einigen Zeilen, die ich diesen Morgen erhielt, Kunde von der allgemeinen Vermuthung, daß jenes Haus falliren werde, wobei denn auch unser kleines Capital verloren ginge; er machte es mir zur Pflicht, den Vater, dessen zornige Reizbarkeit er kenne, auf diesen Schlag behutsam vorzubereiten. — Es war dieses Capital zu meiner Ausstattung bestimmt; und um deswillen wird mein guter Vater keine beruhigende Vorstellung annehmen. Ich selbst bin sehr gefaßt, denn, so lange mein Vater lebt, wird unsere kleine Pension wohl hinreichend sein, und sollte er sterben — nun — so bin ich ja mit Arbeit und Entbehrung vertraut und befreundet. —"

Es läßt sich nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Mittheilung auf Ewald hervorbrachte. — Liebe, Bewunderung, Mitleid, Drang zu helfen — wogten und stürmten in seiner Brust; ein leidenschaftliches Vergessen seiner selbst und aller auf ihn einwirkenden Verhältnisse riß ihn hin; er legte seinen Arm um Christinens schlanken Leib, und sagte: „O Christine, Einzige! Himmlische! Die Engel haben Dich ausgestattet, und die Natur hat sich arm an Dir gegeben! — Warum álso auch darüber trauern, daß ein geringfügiges, entbehrliches Gut verloren gehe? —"

Die schüchterne Christine entwand sich ängstlich Ewalds umschlingenden Armen. „Lieber Stephany," sagte sie, halb

bittend, halb vorwerfend, „nicht wahr, sie denken besser von mir, als daß Sie glauben sollten, ich liebe Schmeicheleien? — Oder," fuhr sie furchtsam fort, „wäre vielleicht etwas in meinen Worten gewesen, was Sie hätten mißverstehen können? —"

„Nein, reine Seele;" betheuerte Ewald, „doch, auf daß auch Du mich nicht mißverstehest, sage ich Dir, daß all mein Träumen und Denken, Dichten und Trachten, Wollen und Handeln nur aus einer Quelle fließen, und diese Quelle ist treue, heiße, unendliche Liebe für Dich!"

Da erblaßte Christine; ihre Kraft schwand in einem seligen Ermatten — ihre leiseste Sehnsucht war erfüllt — und sie sank entzückend und entzückt in Ewalds ausgebreitete Arme.

Es schlug drei Viertel auf Zwölf, und die Glücklichen mußten aus den Räumen des Himmels, wohin der erste Wechselkuß sie versetzt, wieder zu den Angelegenheiten der Erde zurückkehren. — Ewald bat Christine, daß sie ihrem Vater jene betrübende Nachricht ganz und gar verschweigen möchte; er versprach ihr dagegen, daß er binnen acht Tagen selbst nach B.... reisen, und zur Rettung des gefährdeten Geldes einen Versuch wagen wolle; und Beide trennten sich nun im Bewußtsein ihres gesicherten Glückes. —

Dem Commerzienrath Stephany konnte die Veränderung, welche sich seit einem Vierteljahre mit Ewald begeben, unmöglich entgehen; er vermuthete ganz richtig eine Herzenssache als die Ursache davon. — Da jedoch die Wahl seines ältesten Sohnes nicht allein manchen seiner liebsten

Wünsche gestört, oder unbefriedigt gelassen hatte, sondern auch noch öfters verstimmend auf die allgemeine Behaglichkeit des Hauses wirkte, so fürchtete er sich gleichsam vor der Entdeckung, daß sein Sohn Ewald sich einer ähnlichen Ausweichung der väterlichen Plane schuldig gemacht habe, und vermied geflissentlich jedes Gespräch, welches zu einer Erklärung hätte führen können, die er scheute. — Doch die Vorsehung gebrauchte einen sonderbaren Zufall als Mittel, den Vater mit den Empfindungen des Sohnes bekannt zu machen, diese zu rechtfertigen, und der lieblichen Christine die Gunst des Ersteren zu gewinnen.

Ein wahrscheinlicher Vorwand zu der Reise nach B.... bot sich Ewalden ungesucht dar. — Am ersten Morgen nach Ewalds Abreise ward im Stephany'schen Comtoir ein wichtiger Brief vermißt, den man eben dringend bedurfte. — Es kam, der dort herrschenden Ordnung wegen, sehr selten vor, daß etwas gesucht werden mußte; und da man wußte, wie scharf der Commerzienrath jede Nachlässigkeit rüge, so war alles in ängstlich geschäftiger Bewegung, dem Unmuthe desselben vorzubeugen. — Endlich erinnerte sich einer der Commis, gedachten Brief noch gestern Abend in Ewalds Händen gesehen zu haben; und der Commerzienrath ergriff schweigend den Hauptschlüssel, um in dem Zimmer seines Sohnes nachzusehen, ehe er diesem einen reitenden Boten nachsendete. — Ewald, wohl wissend, daß weder sein Vater noch seine Mutter jemals ohne die wichtigste Veranlassung sein Zimmer betrete — hatte nicht die mindeste Vorsicht zu dem Verbergen der Besitzthümer angewendet, die in Beziehung auf die Geliebte noch Geheimnisse sein mußten. — Auf dem offenen Schreibtische lagen Gedichte an Christine, die zerstreueten Blätter eines Tagebuchs, welches er von dem

Tage dieser Bekanntschaft an geführt, und über seinem Lager hing des Mädchens Bild, das er dem Maler abgeschmeichelt hatte. — Die Aufmerksamkeit des Commerzienraths ward zunächst von diesem Gegenstande angezogen. Das Gemälde blickte ihn so unschuldig, liebreizend und begütigend an, daß Vater Stephany das Auge nicht abzuwenden vermochte; der Ausdruck zarter Weiblichkeit und milder Demuth, der so unverkennbar in diesen weichen Zügen lag, erweckte in ihm das innigste Wohlgefallen. Unter dem Bilde stand, mit Bleistift geschrieben: „Christine von Norden. —"

Der Name war dem Commerzienrath unbekannt. — „Vielleicht nur ein Büchergeschöpf;" dachte er, doch in demselben Augenblicke gewahrte er an dem Rande des Bildes einen feingeschriebenen Vers, er las:

„Deiner Augen lieblich frommes Leuchten
Strahlen nur von innerer Liebesgluth,
Die im friedenfüllten Herzen ruht —
Und der Wange zarte Purpurblüthe,
Und der Stimme reiner Silberklang,
Und des schönen Herzens Engelsgüte,
Alles dies verdienet Dichtersang! —
Doch Dein Bild, wie sehr es auch erfreut,
Ist der Schatten nur von Deiner Lieblichkeit!"

Der Commerzienrath seufzte tief und schwer. „Also doch eine wirkliche Person, und noch dazu eine Adelige! —" sagte er beklommen, einen vorwerfenden Blick auf diese Zeilen heftend, und fortfahrend: „So darf ich auch wohl nicht zweifeln, daß das Original der Gegenstand von meines Sohnes Liebe und seiner öfteren körperlichen und gei-

stigen Abwesenheiten sei! — Lieber Gott! wie gehet mir doch alles mit meinen Kindern verkehrt! Und meine Plane bezweckten ja nur ihr Glück, und waren auf die Resultate langer Erfahrungen gegründet! —" Traurig wendete er sich ab und trat zum Schreibtische, sich der Absicht seines Hierseins erinnernd. — Doch hier ward er noch dringender von den Geheimnissen des Sohnes angesprochen. Er wußte nun schon zu viel, um nicht den Wunsch zu fühlen, alles wissen zu wollen, und so las er die Blätter des Tagebuches von Anfang bis zu Ende. — Eine flammende Leidenschaft, doch geweiht durch Aeußerungen kindlicher Liebe und einer steten Rücksichtnahme auf die Zufriedenheit theurer Eltern, verkündete sich darin; und der Commerzienrath fühlte sich schon nach Lesung der ersten Blätter für den armen Invaliden-Major und dessen fromme Tochter warm interessirt.

Die Schilderung glühender Gefühle berührte in leisen Anklängen die längst beschwichtigten Empfindungen des Alten, und die heiße Sehnsucht warf einen blassen Wiederstrahl in die väterliche Brust, als er die Worte las: „Wie bin ich doch so matt, so ohne Ruh und Freude, ja ohne mich sogar, wenn ich nicht bei Dir bin! —" welche Ewald unter die kurze Darstellung eines Tages geschrieben hatte, an dem er die Geliebte nicht gesehen. — Als er die Erklärungsscene, Christinens ihm gegebene Eröffnung, die Beschreibung ihres Benehmens dabei, dessen hinreißende Anmuth, die Erstere eigentlich herbeigeführt — gelesen hatte, sagte er mit männlicher Resignation: „Nun, so wäre ja alles in Ordnung, und mir kein anderes Wort als: Ja zu sagen mehr übrig; denn, einem rechtlichen, stillen Mädchen, das man nicht zu heirathen denkt, Liebe einflößen, ihm die eigene,

strafbare Leidenschaft sogar gestehen und es dann dem Schmerze der Täuschung überlassen, ist ein Schurkenstreich, dessen mein Sohn sich nicht schuldig machen soll! — Ich will durch eigensinnige Beharrlichkeit in meinen Ansichten ihn nicht zwingen, schlecht zu handeln; und je mehr ich das stille Glück meines Hauses bedroht sehe, desto mehr muß ich den Frieden mit mir selbst zu sichern suchen. —"

Jetzt kam einer der Commis die Treppe heraufgestürmt, welcher dem Principal die Nachricht brachte, daß der vermißte Brief gefunden worden, und zufällig zwischen ein anderes Papier geschoben gewesen sei. — Der Commerzienrath hatte diesen ersten Zweck ganz aus dem Gesichte verloren.

So wie Vater Stephany den Entschluß in sich aufgenommen, Ewalds heimliche Liebe durch seine väterliche Einwilligung zu rechtfertigen, und jenes Mädchens anspruchlose Tugenden durch die Hand des Geliebten zu belohnen, so fühlte er sich auch mit dem Gedanken innerlich befreundet und das Verlangen in sich entstehen, Christine zu sehen, für welche er durch die Anschauung ihres Bildes und durch Ewalds dichterische Malerei ihrer Seelenzüge einen sehr günstigen Vorbegriff gefaßt hatte.

Er entschloß sich, Ewalds Abwesenheit zu der Erfüllung dieses Wunsches zu benutzen.

In der Dämmerungsstunde eines kalten Februartages ging der Commerzienrath, in einem warmen Ueberrock gehüllt, die ansehnliche Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt, nach dem uns bekannten Eckhause. — Eine gewisse Unruhe

wollte sich seiner bemeistern, und er erklärte sich diese fremdartige Erscheinnng dahin, daß er sich bewußt war, in der ersten Heimlichkeit seines Lebens begriffen zu sein. —

Die Thür des Malers, den aufzusuchen er einen glaubwürdigen Vorwand in Bereitschaft hatte, war verschlossen, und er pochte an die nächstfolgende. Ein junges Mädchen öffnete ihm, und der Commerzienrath zweifelte nicht, daß die zarte blühende Gestalt, auf welche er freundliche, wohlwollende Blicke richtete, Christine von Norden sei.

„Um Verzeihung, mein schönes Kind," hob er an, „wohnt hier der Maler Hell? —" „Dicht neben an," erwiederte das Mädchen, und machte eine kleine Verbeugung; „doch," fiel sie schnell ein, „irre ich mich nicht, so habe ich ihn vor einem Weilchen fortgehen hören. —"

„Und doch ward ich um diese Zeit von ihm hierher beschieden!" sagte mit angenommener Verdrießlichkeit der Commerzienrath. — „Wenn das ist," entgegnete Christine bestimmt, „so kann er nicht lange ausbleiben, und so biete ich Ihnen an, in diesem Zimmer auf ihn zu warten."

Der Commerzienrath nahm schnell das beabsichtigte Erbieten an; er trat ein, und Christine rückte mit einer einladenden Geberde gegen den Commerzienrath des Vaters Lehnstuhl näher an den Ofen, dessen Wärme zu ertragen war.

Unverwandten Auges folgte der Commerzienrath Christinens Bewegungen, deren jede einen eigenthümlichen Reiz enthüllte. Jetzt setzte sie sich vor einen großen Tisch, den ein schneeweißes Kochbrett bedeckte, in dessen Mitte ein kleiner Hügel Teltower Rüben emporstieg. Christine begann mit Emsigkeit die Rübchen zu schaben, und diese Beschäftigung gab dem Mädchen ein so eigenes, neckendes Ansehen,

daß Vater Stephany es mit immer sichtlicher werdendem Vergnügen betrachtete. — „Ermüden denn die feinen Händchen nicht bei dieser langweiligen Arbeit? —“ fragte er, um ein Gespräch einzuleiten. —

„Was man gern thut, kommt nicht schwer an, besonders, wenn es einem guten Vater zu Liebe geschieht;“ antwortete Christine, und fuhr fort, „und da diese kleine Verrichtung dem Leibessen des meinigen zu Gute kommt, so gereicht sie mir zur Lust und Freude. —“

„Gutes Kind!“ sagte der Commerzienrath ergriffen, und diese Zutraulichkeit gleichsam entschuldigen wollend, fügte er hinzu: „Gute Kinder sind wohl unstreitig der höchste Gottessegen! Ich habe oft Gelegenheit, mich davon zu überzeugen; namentlich in dem Hause meines alten Freundes, des Commerzienraths Stephany.“

Das Rübchen fiel Christinen aus der Hand. „Der Commerzienrath Stephany ist Ihr Freund?“ fragte sie mit lebendiger Theilnahme und frohglänzenden Blicken.

„Ja, meine Liebe,“ antwortete der sich selbst Verleugnende, „so kennen Sie wohl den alten Stephany? —“

„Nicht persönlich, aber aus der genauen und öfteren Beschreibung von Jemand, der ihm nahe verwandt ist,“ war Christinens Antwort. „Ich glaube, fuhr sie fort, daß ich ihn nach dieser Beschreibung in jeder Gestalt erkennen würde, wenn der Zufall mir je einmal so günstig wäre, mich in seine Nähe zu bringen. —“

Der Commerzienrath lächelte. „Nun, wer weiß?“ sagte er, mit dem Stockbande spielend, „oft füget sich die Erfüllung unserer Wünsche wundersam und früher, als wir es hoffen konnten. — Doch, liebes Kind, Sie sprachen

von einer Beschreibung, welche Ihnen Jemand gegeben habe, fiel diese zu Gunsten meines Freundes aus? —"

Die Gefragte warf den Kopf ein wenig zurück, und mit leichtem, sie ungemein wohlkleidendem Spotte antwortete sie: „Wie mein Herr? Sie nennen sich einen Freund des Commerzienraths und können so fragen? — Wer würde Böses oder nur Unfreundliches von einem Manne zu sagen wagen, der ein würdiger Gegenstand allgemeiner Verehrung und Liebe ist? —"

Niemals hatte dem Geschmeichelten ein Lob süßer geklungen als dieses. — „Ei, mein Fräulein, ein jeder hat Freunde und Feinde, und selbst der beste Mensch kann nicht Allen gefallen," sagte der Commerzienrath im Tone der Belehrung. —

„Nun, Derjenige, der mir von ihm erzählt hat," nahm Christine das Wort wieder auf, „war sein geborner Freund, sein Sohn. —"

„Aha!" sagte der Commerzienrath, „vielleicht Ewald, ein guter braver Junge, Gott gebe ihm Glück zu seiner Verheirathung! —"

Diese Worte hauchten die Farbe des Lebens von Christinens Wangen. Mit erloschenen Blicken und sterbenden Tönen fragte sie: „Er heirathet? —"

Den Commerzienrath erfaßte das Mitleid. „Nun so ganz gewiß ist es wohl noch nicht," beruhigte er sie und fuhr fort, „man sagt, er liebe ein Fräulein; und der Vater, ein entschiedener Feind ungleicher Verbindungen, wolle die seines Sohnes nicht genehmigen. —"

Christine hatte sich während dieser Worte ein wenig erholt. „Du, lieber Gott," sagte sie wehmüthig, „so ist doch der klügste Mann nicht ganz frei von Vorurtheilen! — Was

haben denn die armen Fräulein dem Commerzienrath zu Leide gethan? — Ist dies nicht ein wenig Kaufmannsstolz? — Ich will wohl zugeben, daß Mißheirathen selten heilbringend ausfallen; aber in Beziehung auf den vorliegen= Fall kann von keiner die Rede sein. — Was ein Fräulein an dem kleinen Wörtchen: Von, einbüßte, würde reichlich durch die hohe Achtung, in welcher der Name Stephany stehet, aufgewogen werden; und zögen wir den sittlichen Werth von Ewald Stephany, die Liebenswürdigkeit desselben in Betracht, so dürfte sich selbst eine Grafentochter, wenn sie von ihm gewählt würde — noch erhoben fühlen. —"

„Ich will Ihnen wohl sagen, mein liebes Mädchen," nahm der Commerzienrath das Wort wieder auf, „von welchem Gesichtspuncte mein Freund ausgeht. Ich kenne dessen Gesinnungen über diesen Gegenstand genau. — Er liebt einfache, bescheidene Sitten, ein anständiges, häusliches Leben, ohne prahlerisches Hervorthun; er ehrt seine eigene, wie anderer Menschen Würde, doch verachtet er den Hochmuth und findet den Stolz lächerlich. — Nun fürchtet er, daß, wenn sein Sohn ihm ein Fräulein als Schwiegertochter zuführte, dasselbe sich für den verlornen Rang durch alle, den genannten Gesinnungen entgegenstehende Fehler zu entschädigen suchen und den Frieden des Hauses stören würde. —"

Christine lächelte mitleidig. „Da irret der gute Mann gar sehr," antwortete sie, und fuhr fort, „und wird vielleicht einmal mit dem Verluste seiner häuslichen Zufriedenheit die Erfahrung erkaufen müssen, daß Bürgermädchen und Dörferinnen sehr oft die höheren Stände an Prahl= und Verschwendungssucht übertreffen; daß die ärmsten Mädchen sich zuweilen am wenigsten darin finden können, wenn sie

plötzlich in die Fülle des Reichthums versetzt werden, und es nicht verstehen, ein solches Gück sich und Andern zum Segen zu benutzen. — Nein! ich weiß einen andern Maßstab, um das sichere Glück eines geliebten Sohnes abzumessen. Eines, o mein Herr! ist nur in dieser Beziehung des Prüfens, des Erwägens werth, die Liebe des Mädchens! — Wahre Liebe schließt den Wunsch zu schimmern aus; ihres inneren Reichthums sich bewußt, äußert sie sich gern in schmuckloser Einfachheit; sie fühlt sich erhaben über Welt und Zeit, darum ist sie so demüthig! — Die eigenen Wünsche in das Wohl des Geliebten versenkend, kennt sie kein süßeres Bestreben, als ihn zu beglücken, zu beseligen; darum ist sie so freundlich und geduldig, lässet sich nicht erbittern, leidet Alles, duldet Alles! —" Thränen rollten bei diesen Worten über die glühenden Wangen des holden Mädchens, und auch des Commerzienraths Augen waren feucht geworden. „Sie haben Recht, gutes Kind," sagte er bewegt und leise.

Christine fuhr in liebender Vergessenheit fort: „Sähe ich einmal den Commerzienrath zufällig, und schickte es sich, daß ein Mädchen so zu ihm spräche, ich würde ihn gewiß von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugen. —"

„Ich glaube es selbst," sagte der Commerzienrath mit einem vielsagenden Lächeln, und stand auf. — „Ich muß jetzt fort, liebes Mädchen, aber wir sehen uns wieder, und meine herzliche Achtung bleibt bei Ihnen zurück. —" Hiermit war er der erstaunten Christine entschwunden. —

Christine befand sich nun in einem seltsamen Zustande. — Hatte die Nähe einer, für die Entscheidung ihrer Liebe so wichtigen Person in ahnungsvollen Anklängen ihr Herz berührt? — Genug, sie war sich bewußt, kaum je einmal

so reizbar und gespannt gewesen zu sein, wie in der vergangenen Stunde. — Schattenschnell floh der Gedanke an ihr vorüber, daß der Fremde vielleicht der Commerzienrath selbst gewesen sei; — aber sie verwarf diese Vermuthung sogleich als einen abenteuerlichen Traum. — Mit Besonnenheit ging sie noch einmal jedes Wechselwort der gehabten Unterredung durch, und konnte es sich nicht verbergen, daß sie durch ihre Aeußerungen dem fremden Manne einen tiefen Blick in ihr Innerstes gestattet habe. — „Und wenn auch!“ sagte sie am Schlusse der langen Selbstbetrachtung, „es soll mich dies weder gereuen noch beschämen! — Die Liebe zu Ewald ist mein höchster Stolz, mein süßestes Glück! — Und wenn er längst einer Andern angehören wird, so soll ihn dennoch mein zärtliches Andenken, mein heißes Gebet für sein Wohl durch das Leben begleiten, welches liebend mit ihm zu theilen, mir von der Vorsicht versagt war. —“

Von einer gebietenden Empfindung dazu bestimmt, beschloß sie den wunderbaren Besuch gegen ihren Vater und Ewald zu verschweigen. Gegen ihren Vater, weil sie im Voraus wußte, daß er ihre Aufrichtigkeit gegen einen Fremden mißbilligen würde; gegen Ewald, weil ihre Jungfräulichkeit es nicht erlaubte, daß sie mit dem Geliebten von dessen Verheirathung spräche. —

Froh und heiter kehrte Ewald nach einigen Tagen von seiner Reise zurück. — Er konnte der betrübten Christine die fröhliche Nachricht bringen, daß jenes Capital vollkommen gesichert sei, und das Verlangen, das liebe traurige

Gesichtchen durch die glückliche Botschaft aufzuhellen, beflügelte seine Schritte zu ihrer Wohnung. —

Die schöne, menschliche Freude, das, was wir lieben, glücklich machen, erlösen zu können von irgend einer Angst der Welt, ist ein Zug von Gottes Ebenbilde, der sich im Licht der Liebe offenbart.

Ewald konnte es kaum erwarten, bis er der ängstlichen Christine sagen könne, daß sie ruhig sein dürfe. Die Anwesenheit des Majors hinderte ihn daran; aber die Liebe redet allein, auch in der Gegenwart Eines, vor dem sie nicht sprechen darf.

Der Commerzienrath war jetzt für die Seinigen ein wahres Räthsel. — Er nahm Veränderungen in seinem Hause vor, deren Zweck Niemand errathen konnte. So ward der zweite Stock des ansehnlichen Gebäudes wohnlich eingerichtet und mit allen großen und kleinen Erfordernissen zu einem Haushalte so versehen, als solle des Nächsten ein Familie dort einziehen. Weder seine Frau, noch einer seiner Söhne wagte es, den Hausherrn um eine Sache zu befragen, welche er mit einem vergnüglichen Schweigen behandelte; und Ewald fürchtete sogar im Stillen, sein Vater werde, wenn alles Uebrige in Ordnung sei, ihn mit einem unwillkommenen Heirathsantrage überraschen, gegen den er, auch wenn seine Liebe zu Christine kein Hinderniß desselben gewesen wäre — doch eine große Abneigung gefühlt hätte, indem die Erwägung, daß sein Vater allzu eigenmächtig handele, und den erwünschten Entschluß des Sohnes als eine, in dem kindlichen Gehorsam bedungene Pflicht gleichsam voraussetze — sein Selbstgefühl aufregte und seinen männlichen Stolz verletzte. — Er hatte es sich schon längst vorgenommen, seinen Eltern die Erklärung, daß er ein edles

Mädchen liebe, und die herzeindringende Bitte um die Einwilligung derselben zu der ersehnten Verbindung an dem vorseienden Weinbergsfeste zu geben; er hoffte, der Vater würde durch die heiteren Naturumgebungen, durch das wohlthuende Gefühl, welches der erste Anblick eines neuen, erfreulichen Besitzthums gewährt, und die gerührte Stimmung, die jedes Familienfest seinen Theilnehmern mehr oder minder giebt, mild für des Sohnes Wünsche vorbereitet und geneigter als sonst sein, diese Wünsche rein menschlich zu beschauen, und nicht nach verjährten Vorurtheilen darüber zu entscheiden. — Es ward demnach für Ewald eine Angelegenheit von Wichtigkeit, alles, was den beabsichtigten Eindruck auf das Gemüth des Vaters hervorbringen könnte, zu sammeln und zu vereinigen. —

Die Natur fing an zu lächeln. Veilchen dufteten im frischen Grase, hier und da brachen die ersten zarten Blüthen hervor, der Hauch des Frühlings schauerte um jede Knospe, und das Herz, das arme Herz! so oft im Winterschlaf durch Stürme gewiegt, hienieden, ehe es für immer ruht — schwellend, lebensvoll regte es sich im tiefsten Busen der Menschen.

Die Schwalben waren gekommen und schwirrten um die alte Stelle des kleinen Nestleins; Ewald sahe ihnen mit verlangendem Blick zu. Und der Tag, der seiner Liebe einen Hausstand und des Vaters Segen geben sollte, kam näher und näher.

Christine hatte ihren Ewald in der letzteren Zeit seltener gesehen, als sonst. Ihr gegenwärtiger Zustand gab einen Beleg zu der Wahrheit jenes Satzes: „Die erwachende Liebe ist in einem Nichts reich; die wachsende ist in den Wünschen bescheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug."

Wenn Christine im Anfange ihrer Bekanntschaft mit Ewald die Befriedigung ihres höchsten Wunsches darin fand, den Geliebten nur täglich einmal zu sehen, wenn sie später innigst wünschte, zu wissen, ob sie von ihm geliebt sei, und dies Geständniß aus seinem Munde zu vernehmen, so fühlte sie jetzt klar und deutlich, daß sie lebenslang unglücklich sein würde, wenn sie ihn nicht als Gattin besitzen könnte. Dieser Zustand höchster Spannung, worin Christine sich befand, drückte sich in ihrer Gestalt aus. Sie war oft sehr niedergeschlagen, und der Major sah mit banger Besorgniß die einzige Stütze seines Lebensmuthes, die heitere Zuversichtlichkeit seiner Tochter täglich mehr zusammensinken.

Eines Tages, als der Major mit Christine bei dem frugalen Mittagsmahle saß, und die Letztere, statt zu essen, gedankenvoll auf ihren Teller blickte, brachte ein Mann, der sich den Haushälter aus dem Gasthofe zum silbernen Anker nannte — dem Major ein Billet, und verschwand, sobald er es abgegeben hatte. — Das Billet, an den Major überschrieben, enthielt in wenigen lakonischen Zeilen die Einladung, um 5 Uhr Nachmittags desselben Tages in den angegebenen Gasthof zu kommen, woselbst den Major Jemand zu sprechen wünsche. — Keine Unterschrift gab der Neugierde des Empfängers irgend einigen Aufschluß über die Absicht dieses Begehrens.

Wie sehr sich auch der Major von diesem Augenblicke an bis zu der bestimmten Stunde, mit den verschiedenartigsten Vermuthungen beschäftigte, so kam er doch der Sache auf keinen Grund, der sich als haltbar wies. Den Aufschluß mußte er erwarten.

Um so gleichgültiger war Christine dabei. Sie glaubte, das räthselhafte Stelldichein würde sich in einem sehr unbedeutenden Erfolge auflösen. Mit dem Glockenschlage fünf ging der Major in den silbernen Anker.

Es ist noch nicht an der Zeit, daß unsere Leser erfahren dürfen, was ihm dort begegnet sei, — und wir kehren einstweilen zu Christine zurück, welche, des Alleinseins froh, am Fenster lässig saß und sich in sehnsüchtigen Träumereien, in unausführbaren Planen verlor. — Beinahe zwei Stunden waren verstrichen, noch immer blieb der Major aus, und schon fing Christine an, des langen Ausbleibens wegen, besorgt zu werden — als der Erwartete zurückkehrte. — Sein Gesicht glühete, als wäre er zornig, und seine männliche Stimme tönte wie das verhaltene Weinen eines Kindes. — Er trat Christinen näher, schlang seine Arme um das bestürzte Mädchen und sagte laut schluchzend: „Christine! Liebes Herzenskind! Gott bezeuget sich an uns gnädig und barmherzig! Er hat mein heißes Gebet erhöret und belohnet Dich überschwänglich für Deine Kindestreue, mit welcher Du den lahmen Vater schon so lange gepfleget und dessen Launen geduldig ertragen hast! — O freue Dich in dem Herrn, Du Gesegnete! Nun will ich gern sterben! —"

„Gott im Himmel! Was ist geschehen, lieber Vater? —" fragte auf das höchste gespannt die bebende Christine. —

Da faßte der Major seine von dem Entzücken gehemmte Kraft zusammen, um dem theuren Kinde das Erlebniß der letztverflossenen Stunden mitzutheilen. Das Bewußtsein der armen Christine verschwand vor dem vollen Strahle ihres Glückes. In Freudenthränen erkannte sie das Walten Gottes; und als sie sich unter den Liebkosungen des Vaters wiederfand, fühlte sie den Himmel in ihrer Brust.

Der vierte Mai erschien; ein wonnereicher Frühlingstag! Ewald war schon in aller Frühe auf den Weinberg gefahren; die Familie wollte in den Nachmittagsstunden dahin folgen. — Um drei Uhr ward das Comtoir geschloffen; denn der Kommerzienrath betrachtete seine Geschäftsgehülfen als Familienmitglieder und erkannte es als ungerecht, diejenigen, welche seine Mühen theilten, von seinen Freuden auszuschließen. — Befremdend war es Allen, daß der Kommerzienrath erklärte, er wolle zuletzt und allein fahren; als noch sonderbarer fiel es auf, daß er sich dazu den Staatswagen bestellte, der nur an hohen Festtagen zu Kirchfahrten gebraucht wurde. Die Gesellschaft, aus der Commerzienräthin, Herrmann und Meta, sämmtlichen Commis, einigen Verwandten und dem geschätztesten Freunde des Stephanyschen Hauses, dem Senior Lichtner — bestehend, langte auf dem Weinberge an und ward mit rauschender Feldmusik empfangen. Ewald, dessen reine Heiterkeit heut' durch eine ahnungsvolle, gewaltig andringende Unruhe, wo nicht getrübt, doch gestört ward — vermißte betroffen die Hauptperson: den Vater; doch beruhigte er sich, als man ihm sagte, derselbe würde bald nachkommen. —

Der Weinberg prangte licht und freundlich in dem sanften Hoffnungsgewande der Natur; alle Gänge waren sorgfältig gereinigt. — Die Partieen der Anlage, nicht großartig, wie dies von dem Raume und von der Lage des Weinberges unmöglich gemacht wurde — aber lieblich und einladend zu traulichem Freundschaftsgenuß, gaben Zeugniß von dem richtigen Gefühle und feinem Sinne des Anordners. — Das geschmackvolle Gebäude, dessen Mitte ein geräumiger Saal einnahm, erhob sich auf einem Platze, der

eine reizende wechselreiche Aussicht gewährte. — Zu beiden Seiten des Saales führten Thüren in kleine Vorzimmer, an welche sich eine Reihe heller, wohleingerichteter Gemächer schlossen. — Die Möbeln waren leicht, bequem, geschmackvoll; der Schmuck der Zimmer in werthvollen Gemälden, feinen Kupferstichen, Büsten und Vasen bestehend, befriedigte den Schönheits- und poetischen Sinn der Bewohner; die ganze Einrichtung trug das Gepräge des Geschmacks und einer edlen Einfachheit. — Vorzugsweise stelleten sich diese Eigenschaften in dem Zimmer dar, welches Ewald zur Wohnung für seinen Vater bestimmt hatte. — Jenes Familienbild, welches Ewald zuerst Veranlassung gegeben, seine Christine kennen zu lernen — war darin aufgestellt und zeigte das Fünfblatt des kleinen Familienkreises in sprechender Aehnlichkeit und in charakteristischer Weise. — Jetzt kam der Commerzienrath. Eine reine Freude leuchtete von seinem Angesichte, und weiche Rührung spielte um den ernsten Mund. — „Sein Sie mir willkommen! Tausendmal willkommen, mein Vater! Hier in diesem Ihrem Eigenthume!“ sagte Ewald, den Eintretenden zu wiederholten Malen umarmend, und fuhr fort: „Möge Ihnen dieser Ort lange, lange Jahre ein freundliches Asyl der Erholung, der Ruhe sein! Möge er Zeuge heiterer, häuslicher Feste, reiner, gesellschaftlicher Freuden sein und kein trauriges Erlebniß seine frohe Bedeutung entweihen! — Möchten stets mit so vieler Freude seine Früchte genossen, seine Annehmlichkeiten empfunden werden, als mit Liebe und herzlichen Wünschen diese Anlage benutzt und ausgebildet worden ist! —“

Hier schwieg Ewald, und der Commerzienrath drückte ihn an seine Brust und sagte: „Mein Sohn! Mein guter

Sohn! —“ Nun nahm Vater Stephany an Ewald's Hand das Innere des Gebäudes in Augenschein und bezeugte überall die vollste Zufriedenheit. — Zurückkehrend in den Saal forderte er nun die Gesellschaft auf, den Weinberg gemeinschaftlich zu besehen, und obgleich dies von der Mehrzahl der Anwesenden schon geschehen war, so leisteten sie doch sämmtlich der Aufforderung Folge.

Der Commerzienrath entfernte sich noch auf einen Augenblick, und als er zur Gesellschaft zurückkehrte, die, auf ihn wartend, vor der offenen Hausthür stand, machte er diese zu, welche Sorglichkeit Keinem auffiel, der ihn kannte.

Der Umgang war nun vollendet, und die Gesellschaft, zufällig einen Halbkreis bildend, stand wieder vor der verschlossenen Thür des Hauses. Da ergriff der Commerzienrath Ewalds Hand, trat mit ihm in die Mitte des Halbrunds und sprach: „Ich habe es als billig erachtet, daß, während Du, mein Sohn, mir und den Meinigen einen Ruheplatz bautest, ich Dir ein Hüttchen gründe, worin Liebe, Eintracht, Frieden wohnen können; während Du mir Freuden bereitest, ich für Dein Glück sorge — während Du hier das Nützliche zu dem Schönen gesellest, ich die Rosen pflanze, welche Deinen Lebensweg schmücken sollen. Da! nimm Deinen Lohn und meinen Segen! —“

Ein Druck am Schloß — die Flügelthüren sprangen auf — und welcher überraschende Anblick zeigte sich den Augen der Erstaunten? — An der rechten Seite des breiten, wandhohen Spiegels, welcher den Weinberg verdoppelte, stand Christine, in weiße Seide gekleidet, blaß und zagend, wie eine junge, schwankende Lilie, doch auch so schön wie diese. — Zur linken Seite stand der Major in seiner Staats-

Uniform; sein Gesicht zeigte die Schauer der väterlichen Rührung und der Ehrfurcht vor der großen Minute. — Auch der gute, jovialische Maler war anwesend. — Als nun Ewald, nachdem er einen Blick in den Saal geworfen, fast taumelnd zu den Füßen seines Vaters stürzte — als dieser ihn aufhob, ihn der stillentzückten Braut zuführte, und dann die weinende Mutter in seine Arme nahm und diese auf die rührendste Weise bat, sie möge um seiner guten Absicht willen ihm vergeben, daß er so heimlich gewesen — da tönte ein leises Schluchzen durch den Saal; halberstickte Glückwünsche gingen flüsternd vom Munde zum Herzen — und eine heilige Stille feierte minutenlang dies Fest der Liebe. —

Jetzt führte der glückliche Ewald seine Christine der verehrten Mutter zu, während der Commerzienrath den Major umarmte, den er vom silbernen Anker her, wohin Ersterer den Letzteren beschieden — was unsere Leser bereits errathen haben werden — schon recht gut kannte. Wie nun die Empfindungen Aller und besonders die der Hauptpersonen so weit gemäßiget schienen, um der freien und würdigen Aufnahme einer ernsten Idee nicht hinderlich zu sein, winkte der Commerzienrath seine Frau an einen Seitentisch, und alsbald trat das freundliche Mütterchen mit einem silbernen Teller, worauf eine Brautkrone lag, Christinen näher. — Diese nahm, ahnend, was hier geschehen solle — das Symbol der Unschuld an, welches Meta's kunstgeübte Hand sogleich auf dem blonden Haare der Jungfrau befestigte. —

Noch zeigte sich ein Papier, vom Kranz bedeckt, und die Mutter bot dies dem Bräutigam dar, damit auch er beschenkt würde. Er erbrach das Siegel und entfaltete das

Papier; ein Erlaubnißschein zu einer Trauung ohne vorhergegangene Proclamation fiel heraus; und aufs neue warf sich der Beglückte an den Hals des seligsten der Väter.

Nun empfing auch der Senior Lichtner ein Päckchen, worin die jetzt erforderliche Amtstracht nebst der Agende lag. — Nach einigen Minuten der Sammlung und Erholung trat der würdige Mann vor, um die heilige Handlung zu vollziehen. So wie Christine die Worte des Trautextes vernahm: „Die Liebe gläubet, hoffet, duldet Alles! —“ durchdrang eine unbeschreibliche Empfindung ihr ganzes Wesen. — Sie wußte nun, welchen Gesinnungen sie ihr Glück verdanke, zu welchen Leistungen sie sich verpflichtet erklärt, wenn das, was damals ihr noch unerreichbar dünkte, ihr zu Theil würde; und von der Liebe geweihet und erhoben, traf der Ausspruch des Apostels genau mit ihrer innern Ueberzeugung zusammen; und alles, was das Leben bedrücken, verfinstern und seiner Freuden berauben könnte — verschwand vor ihrem Blicke, in welchem sich nur das Bild des Geliebten und das Unendliche ihrer Seligkeit abspiegelte. —

Wenn der Commerzienrath oft bei der lebhaften Empfindung, wie sehr sein häusliches und eheliches Leben seinen edelsten und dringendsten Bedürfnissen genüge und angemessen sei, bei der Uebersicht des reichen Gottessegens, der alle seine Geschäftsunternehmungen begleite und fördere, sich den Gedanken deutlich und klar gemacht hatte, daß sein Glück keines bedeutenden Zuwachses fähig sei: so mußte er sich

doch seit seines Sohnes Verheirathung eingestehen, daß er sich früher geirrt habe.

Mit der lieben, herzlichen Christine waren neue, bis dahin noch fremd gebliebene Freuden in das Haus des Commerzienraths gedrungen. — Dieser liebte in dem gemüthlichen Wesen zuvörderst ein von ihm beglücktes; und wie sehr ein solches Bewußtsein uns selbst widrige Personen veranehmliche, die unerträglichen ertragen mache, und liebenswürdige verkläre, wird Jeder wissen, der die Erinnerung, erfreuet, beglückt zu haben, in sich trägt; und da ferner liebende Eltern die Zustände ihrer Kinder stets verstärkt empfinden, so fühlte Vater Stephany für die holde Frau, welche seinem geliebtesten Sohne ein neues und schöneres Dasein gegeben, die zärtlichste Vaterliebe. Auch der guten Mutter ward die neue Erscheinung bald lieb und unentbehrlich; doch ruhete das wohlwollende Gefühl für Christine theils in dem durch sie spät befriedigten und in den Blüthentagen des Ehelebens versagtem Wunsche, eine Tochter von der Art, wie jede Mutter sich diese gern denkt, liebevoll, traulich, kindlich-schmeichelnd — zu besitzen; theils in der Anerkennung der erfahrenen Hausfrau, in der zweiten Schwiegertochter eine wohl vorbereitete, praktischgeübte, lernwillige Schülerin erhalten zu haben. —

Christine besaß das schöne Talent, sich, ohne ihrer Selbständigkeit etwas zu vergeben, der Eigenthümlichkeit eines Jeden gefällig zu zeigen; und dies Talent kam ihr besonders in dem schwierigen Verhältnisse, worin sie sich zu ihrer Schwägerin befand — zu Statten. — Neidlos, gleichmüthig und sanft, von jedem Anspruch fern, fand sie sehr bald das Benehmen heraus, welches das passendste für die

selbstsüchtige, launenhafte, anmaßende Meta sei; und indem sie die Zufriedenheit des Ganzen nie aus den Augen verlor, wußte sie besonnen und geschickt jede Berührung zu vermeimeiden, die verstimmend auf den einen oder den andern Theil hätte einwirken können. — Herrmann, dessen ohnehin nicht tiefer Sinn für das Hausleben durch die Kälte und Geistesarmuth seiner Gattin noch mehr ertödtet worden war, fand den Reiz des Lebens und seine liebsten Freuden in der Außenwelt. Daheim, bei den Seinen, war ihm nicht wohl. Er nahm daher den Eintritt einer so liebenswürdigen Natur, wie Christine, in den Familienkreis mit mehr vorgegebenem Interesse, als wahrer Theilnahme auf; auch war jeder Eindruck, den Christinens weibliche Anmuth auf ihn hervorbrachte, damit begleitet, daß er die Erwägung in ihm erweckte, wie tief Meta in jeder Hinsicht unter ihr stehe. —

Der Mann, wenn er auch selbst nicht mehr die Gattin in dem ersten, frischen Glanze jugendlicher Täuschung und Liebe erblickt, stehet doch nur mit Unmuth und Schmerz, die von ihm Gewählte von Andern verdunkelt! — Mitleid für die Bekränkte, und verletzte Eigenliebe erschweren fremder Lieblichkeit den Eingang in das befangene Herz! —

Auch der gute Major von Norden, der, wie wir vermuthen durften, seine Wohnung in dem Hause des Commerzienraths gefunden, damit Christinens Pflege ihm bequem nahe sein könne — trug zur Erhöhung der geselligen Annehmlichkeit bei. — Er war ein unterrichteter, vielerfahrener Mann, und Vater Stephany mochte sich gern von der lebhaften Darstellung des Invaliden in die drangvollen Situationen jenes Feldzuges führen lassen, der den Major in den

Jahren des kräftigsten Mannesalters von jeder weitern militärischen Thätigkeit ausgeschlossen hatte. —

In den ersten Einrichtungen von Ewalds und Christinens neuem Hausstande war Frühling und Sommer genußreich und angenehm verschwunden. — Mit dem vorrückenden Herbste lenkten sich die theilnehmenden Blicke Aller, welche sich bis dahin auf dem jungen Ehepaare und dessen Ergehen und Treiben concentrirt hatten, auf eine nahe, wichtige Erwartung: Meta's erste Niederkunft. — Wenn an rauhen, früh=dunklen October=Abenden, deren stürmische Unfreundlichkeit das düstere Zimmerleben in dem Lichte sicherer Behaglichkeit und heiterer Geselligkeit erscheinen läßt — die Familie um den großen, mit feinem grünem Tuche behangenen Tisch sich versammelte, die ehrwürdige Hausmutter Winterstrümpfe strickte, Meta mit ihrem Manne Schach spielte, während Christine, oft von des neben ihr sitzenden Ewalds liebevollem Tändeln gestört, für die feiernde Schwägerin hülfreich Kinderzeug nähete — wenn der Commerzienrath sich mit dem Major in die Untersuchung politischer Streitfälle, oder in Erinnerungen an die Tage der Jugend verlor, wenn die dampfende Bowle die Stimmung der Gesellschaft erfröhlichte und Christine mit gerührter Freude bemerkte, wie bewußt sich ihr Vater des Genusses erhalte, welchen ihm der feine Varinas=Knaster gewährte: o! dann fragte sie sich oft, ob sie nicht allzu glücklich, ob dieses ihr Glück vielleicht ein Traum sei. — Dann dachte sie zurück, in welcher beschränkten, ja kümmerlichen Lage sie erzogen worden; wie wenig sie auf eine so glänzende Zukunft habe jemals rechnen können; und diese Erwägungen lös'ten sich allemal in dem stillen Gelübde auf, sich durch Demuth und

Dank gegen die Vorsehung, der sich zu edler That gestalten solle — solch hoher Segnungen würdig zu machen. —

An dem Morgen des Martini-Tages erscholl durch das Haus die frohe Kunde, daß Meta von zwei Knaben entbunden worden sei, und sich in Angemessenheit der Umstände leidlich wohl befinde. — Die theilnehmende Freude darüber war allgemein; doch ward selbige sehr schnell in Befürchtung gekehrt, als man wahrnahm, daß der letztgeborne der Knaben nur sehr schwach athme. — Es ward diese Bemerkung der Wöchnerin verborgen, und eiligst nach dem Senior Lichtner gesendet, damit das Kind die Nothtaufe erhalten könnte. —

Der Gerufene erschien sogleich; allein so wie man das Kind aufnahm, um ihm die heilige Weihe zu ertheilen, sah man, daß sein Leben bereits entflohen sei. — Christine, welche es zuerst bemerkte, winkte leise und bestürzt ihre Schwiegermutter herbei, man verständigte sich mit den Anwesenden durch Blicken über den betrübenden Vorfall, und damit Meta, die in einem schlummerähnlichen Ermatten lag, nichts gewahren solle, ward schnell und übereinstimmend beschlossen, daß man das andere Kind taufen lassen wolle. — Es geschah. Die Großmutter, der Major und Christine waren die Taufzeugen. Der Kleine erhielt die Namen: Fürchtegott August, ersterer ihm von der Großmutter ertheilt, letzterer von Christine bestimmt. — Als man sich endlich genöthiget sah, Meta von dem Tode ihres Kindes in Kenntniß zu setzen, nahm sie diese Nachricht mit größerer Gleichgültigkeit auf, als zu erwarten gewesen wäre. Man rech-

nete dies befremdende Benehmen ihrer großen Schwäche und Abspannung zu; um so mehr, als man sah, daß sie auch dem lebenden Kinde nur einen sehr geringen Grad mütterlicher Aufmerksamkeit und Liebe widmete. — Mit Schmerz bemerkten dieses besonders die Frauen, mit tiefen Unwillen nur stand die Großmutter von der sanften Vorstellung ab, daß Meta ihre tadelnswerthe Scheu vor dem süßesten Muttergeschäfte, dem Stillen, überwinden, und da die Natur sie dazu tüchtig gebildet, dem schwächlichen Kinde Kraft und Gedeihen geben möge. — Doch Meta's selbstsüchtiger Eigensinn beharrete darauf, das Kind einer fremden Amme anzuvertrauen. — So entbehrte das heilige Verhältniß, in welchem die jugendliche Mutter zu ihrem Kinde steht, des ersten, höchsten, wonnereichsten Genusses! — Und die üppigen Quellen der mütterlichen Nahrung versiegten ungenossen, während der kleine, schwächliche August nur kümmerlich das matte Leben an der leeren Brust einer kränklichen Amme fristete. —

Tief fühlte sich die zartfühlende Christine von diesem gefühllosen Verstocken gegen die natürlichste, weibliche Pflicht empört. — Mit mitleidigen Thränen nahm sie oft das kleine Würmchen auf ihre Arme, und ihre treue, liebende Sorglichkeit suchte und fand Mittel, der Schwächlichkeit desselben aufzuhelfen. — Dadurch ward ihr aber auch das Kind täglich theurer; ja, indem sie ihm fast mütterliche Liebe schenkte, waren alle rührenden Schwächen einer Mutter ihr Eigenthum geworden. — So bemerkte sie öfters eine neue Schönheit, einen helleren Zug von Verstand an dem Kinde, wobei ihr oft von Meta widersprochen ward. — Wie sehr Christine durch ein solches Betragen in den Augen ihrer Schwie-

gereltern gewann, bedarf wohl keiner Versicherung, und Ewald schloß seine kleine Frau, die ihr herzliches Empfinden, wie eine seltene praktische Tüchtigkeit, auch in diesem neuen Verhältnisse auf das liebenswürdigste an den Tag legte — oft mit Entzücken an sein Herz, welches in dem Frohgefühle der Ueberzeugung schlug, daß Christine sich als Mutter würdiger und pflichtgemäßer als Meta benehmen werde. —

Doch dieser Segenszustand wollte sich noch nicht ankündigen. — Meta ward wieder, und noch einmal Mutter gesunder Knaben, und noch immer konnte Christine keine gleiche Hoffnung fassen. — Als Christine das dritte Kind ihrer Schwägerin über dem Taufwasser hielt, rolleten ein paar Thränen in dasselbe, die der Befürchtung flossen, daß Mutterglück ihr wohl für immer versagt sein werde, — und kurze Zeit hierauf fing Christine an zu kränkeln. — Wer aber beschreibt ihr und Ewalds Entzücken, als der Arzt diese Kränklichkeit für die Vorbotin jener schon halb aufgegebenen Hoffnung erklärte. — Jetzt erst empfand Christine mit unaussprechlichem Genügen, wie sehr sie von Allen geliebt sei. — Das ganze Haus bewegte sich in Vergnügen und erhöheter Regsamkeit, als man wußte, welche Erwartungen die theure Christine nähre. — Ihr eine Beschwerlichkeit zu erleichtern, eine kleine Mühe zu ersparen, wetteiferten alle Hände; und als dies Bestreben einmal vorzüglich sichtbar geworden, sagte sie, indem sie sich an die Brust ihres Mannes schmiegte, und Thränen in den hellen Augen blinkten: „Ach, lieber Ewald! Werde ich auch vielleicht bald sterben? — Man behandelt mich so zart und leise, wie es bei dem Tode geweiheten Menschen zu geschehen pflegt, ich werde

durch nichts hartberührendes, rauhergreifendes mehr an die unvermeidlichen Mängel des Lebens erinnert! —"

In der That war bei dem wichtigen Acte Christinens Leben höchst nahe bedrohet. — Manches und Vieles hatte die letzte Zeit vor ihrer Entbindung beängstigend auf sie eingewirkt. — Meta's blühendschöne, jüngsten beiden Kinder waren fast gleichzeitig von einer bösartigen Ausschlagskrankheit befallen worden, und die Besorgniß der Mutter, ganz ausschließend den leidenden Lieblingen zugewendet, hatte es versäumt, den kleinen August von seinen Geschwistern zu entfernen, wodurch allein die Ansteckung verhindert werden konnte. —

Christine, stets gewöhnt, zuerst an Andere, zuletzt an sich selbst zu denken — wollte freundlich den Kummer ihrer Schwägerin und das beschwerliche Amt der Pflege theilen, aber auf das ernstlichste ward sie davon abgehalten, indem man ihr mit eindringenden Gründen vorstellete, welche Pflichten ihr von der Rücksicht auf ihren Zustand vorgeschrieben seien. — So sah sich nun Christine von der näheren Theilnahme an einem Ereignisse ausgeschlossen, welches die Familie fortwährend in ängstlicher Spannung erhielt, und diese unbehagliche Vereinzelung ward durch die Sorge noch drückender gemacht, in der sie um das ihr so werthe Kind, den kleinen August, schwebte. —

Nachdem die größte Gefahr vorüber schien, und Eltern, Großeltern, die dienenden Personen des Hauses und beistehende Freunde sich nach vielen Tagen und Nächten der Angst einer wohlthätigen und bedürftigen Erholung überlie-

ßen, trat plötzlich eine nicht mehr befürchtete Krisis ein, und beide Kinder waren binnen zwölf Stunden dem Leben entrissen. — Es würde ein vergeblicher Versuch sein, beschreiben zu wollen, mit welcher wilden Leidenschaft Meta diesen Schlag des Schicksals aufnahm, wie sie frevelnd der Vorsehung Vorwürfe machte, daß diese ihr die blühenden, gesunden Kinder geraubt und das siechе, weniger anmuthige Kind ihr, gleichsam spottend, zurückgelassen habe! — Auch des Vaters und der Großeltern Schmerz war groß, aber würdiger, und Ewalds und Christinens Mitgefühl drang aus der Fülle zärtlicher, reiner Herzen. — In der Stunde, in welcher das Geläut der Glocken das Signal zu der Beerdigung der beiden, in einen Sarg gelegten kleinen Leichen gab — ward die Großmutter von der vergehenden Meta hinweg und eiligst und heimlich zu Christine — welche sich nicht wohl befinde — gerufen. —

Nach zwei fürchterlich kampfvollen Tagen, während welcher der Schmerz um den Tod der holden Kinder von den Schrecknissen der Gefahr, in denen die geliebte Christine schwebte, verdrängt worden war — gebar diese ein liebliches Mädchen. Die leichtesten Lebensbilder standen nun den düsteren Schatten des Todes gegenüber. Ein ödes, ängstliches Schweigen herrschte in Meta's Zimmern. In finstereu, hoffnungslosen Gram versenkt, nährte die beklagenswerthe Mutter den am Herzen fressenden Wurm durch das Anschauen der Gegenstände, welche ihr das Dasein der Hingeschiedenen schmeichelnd lügen sollten. — Ganz im Gegensatz zu der Erfahrung, daß die durch den Tod Beraubten sich fester und inniger an die Lebenden schließen, und die Liebe, welche so tief verwundet worden, auch zarter und geistiger sich ge-

gen diese äußert, verschloß Meta gewaltsam ihre Brust jedem sanften, bescheidenen Troste, mit dem ihre Verwandten sich ihr näherten, und der kindlich wehmüthigen Zärtlichkeit des kleinen August.

Als eines Tages Herrmann, der die schwere Bürde des eigenen Schmerzes und der Unzufriedenheit über das unwürdige Benehmen der Gattin nicht mehr allein zu tragen vermochte, sich in einer stillen Stunde des Alleinseins klagend gegen seinen Vater äußerte, und nun so manches zur Sprache kam, über das bisher ein schonendes Schweigen war beobachtet worden — hob der Commerzienrath, zwar bekümmert, aber doch mit männlicher Fassung an: „Ich will Dir keine Vorwürfe machen, mein Sohn! denn Dein zeitheriges Eheleben mit Meta und dessen Gesammtereignisse sind selbst ein einziger, langer, rauher Vorwurf Deiner unüberlegten, leidenschaftlichen Wahl. — O lieber Herrmann! wie dankbar preise ich jetzt die Vorsicht, daß sie Dir weniger Sinn und Empfänglichkeit für die stillen Freuden des Hauslebens gegeben, als Deinem Bruder; daß sie Dein Streben, wie Deine Sehnsucht mehr nach Außen gerichtet. — Du wirst deshalb Dich nie ganz selbst verlieren, und wenn Du auch an den süßesten Menschenfreuden darbest, und, anstatt im Arme eines Dir gleichgesinnten, gleichfühlenden Weibes von den Mühen des Tages, den Anstrengungen der Arbeit, friedlich auszuruhen, Dich im steten Kampfe gegen die Verschrobenheit Deiner Frau ermattet findest: so bietet Dir doch ein liebes Kind und die treue Theilnahme Deiner Eltern und Geschwister manchen Trost dar. Du findest in Deiner Thätigkeit Genuß und erwünschten Erfolg. Darum trage mit Muth die selbstgewählte Last. Setze dem Eigensinne

Meta's, in sofern er sich störend für die Ruhe der Familie äußert, festen, männlichen Willen entgegen, und handle in der Ueberzeugung, daß an dem echten Geiste der Männlichkeit jede Unbill weiblicher Störrigkeit kraftlos zerschellt. — Glaube mir, Herrmann, die Ausartungen der meisten Weiber geschehen nur in Folge von der Unmännlichkeit der Männer. — Doch für jetzt lasse Meta gewähren, der Schmerz, und vor allem der Mutterschmerz hat heilige, unantastbare Rechte! — Sie wird sich wiederfinden, und dann biete ihr freundlich die helfende Hand. — Wer weiß es, ob nicht ihr hartes, verschlossenes Herz dieser ungeheuern Erschütterung bedurfte, um fruchtbar an sanften Tugenden zu werden? — Lockt nicht auch der schwere, gewaltige Sturm, indem er die vertrocknete Rinde des Erdreichs sprengt, duftende Blüthen und erquickende Früchte hervor? — Fasse Muth, mein Sohn! — Die Fehler der Erziehung, die Unvollkommenheiten der Behandelung versäumet niemals der Höchste mit bedeutenden und wirksamen Schicksalen auszugleichen. —"

Wir kehren nun zu Christine zurück, um das lieblichste Bild eines reinen, menschlichen Glückes ins Auge zu fassen. — Da sitzet die junge Mutter aufgerichtet in dem schneeweißen Bette, und ein Wonnegefühl, für welches die Sprache keinen Ausdruck hat, läßt sie nicht daran denken, wie schwach, wie angegriffen sie sei. — An ihrer lebensvollen Brust ruhet das Kind, für welches sie Todesschmerz gelitten. — Christine, indem Thränen des Entzückens ihre Augen füllen und auf das zarte Püppchen niederrollen — hat es nie so lebhaft wie in diesem Augenblicke empfunden, daß es

die höchste, daß es die ewige Liebe sei, welche Mutter und Kind so heilig süß verbunden und die Bande der Natur so weise, als unauflöslich geschlungen. — An des Bettes Seite steht der jugendliche Vater, verloren in das Anschauen der himmlischen Gruppe. — Eine wundersame Veränderung ist mit ihm vorgegangen, er fühlt sich in göttergleicher Kraft, wenn er daran denkt, daß er künftig für Weib und Kind sorgen, arbeiten, schaffen werde! — Die Geliebte seines Herzens ist ihm eine Heilige geworden. Der unschuldige Reiz, der sie schmückte, hat sich in eine stille Glorie verwandelt, die ihm ehrfurchterregend dies blasse Gesicht, diesen trunkenen Blick voll Mutterseligkeit umstrahlt! —

Zu des Bettes Füßen sitzt schweigend der Major, die freudigen Blicke dem einzigen Kinde, das so glücklich ist und so glücklich macht, zugewendet. — Er gedenkt mit Wehmuth jenes Tages, an dem Ewalds gegenwärtige Empfindungen die seinigen waren — und leise, aber inbrünstig bittet er Gott, daß die kleine Jucunde seiner Tochter Christine an Sinn und Gemüth einst gleichen möge.

Jetzt kommt die Großmutter, den weinenden, dreijährigen August an der Hand, von Meta. — Sie ist so erschöpft von einem mehrstündigen Widerstande gegen Meta's stürmischen Schmerz, daß sie sich in dieser Friedensstätte, wo lind und wohlthuend der Hauch der Liebe wehet, nur langsam zu erholen vermag. — Sie schlägt vor, dem betrübten Kleinen das Kind zu zeigen, damit er sich beruhige und zerstreue, und man thut es sogleich. — So wie der kleine August das Mädchen erblicket, welches die blauen, schönen Augen recht verständig zu ihm aufschlägt, lächelt er unter

seinen Thränen, ergreift und küßt die wunderkleine Hand, mit welcher das Kind in die Höhe strebt, und bricht in Laute des Entzückens aus, während sich seine Brust schnell und unwillkürlich in halbverhaltenem Schluchzen hebt. —

„Ich rathe Dir, Christinchen," (das Du hatte sich diese zu erschmeicheln gewußt) hob die Großmutter mit dem Ausdrucke tiefen Kummers an, „daß Du den kleinen August, so viel es nur irgend sein kann, an Dich fesselst, sonst muß das arme Kind zu Grunde gehen. — Nichts ist für das Gemüth eines Kindes von größerem Nachtheil, als wenn es täglich Zeuge von Ausbrüchen heftiger Leidenschaft ist, besonders wenn die Mutter sich deren schuldig macht. — Im Gegentheil erziehet Ruhe und Gleichmuth die besten Menschen. — Stützen sich diese beiden Eigenschaften auf wahre Frömmigkeit, so äußern sich ihre Wirkungen dergestalt, daß sie das Wachsthum jedes Guten in dem Herzen des Kindes fördern, wie Sonnenschein und Himmelsthau das Emporkommen zarter Pflanzen."

Christine gelobte, denn das Kind war ihr selbst sehr theuer. — Sie fragte jetzt mit dringender Theilnahme nach dem gegenwärtigen Zustande der Schwägerin, und die Großmutter gab ein Bild davon. — Christine bat nun um Tinte, Feder und ein Blättchen Papier. — Sie sagte, daß sie sich gedrungen fühle, einige Zeilen an Meta zu schreiben; denn diese hatte es noch nicht über sich vermocht, die glückliche Christine zu besuchen. Sie schützte vor, sie wolle diese und ihr Kind nicht der Gefahr der Ansteckung aussetzen. — Christine schrieb:

Meine liebe, theure Meta!

Da Dich mein Auge nicht mit tröstenden Blicken erreichen kann, meine Stimme nicht mit herzlicher Zusprache in Dein Ohr dringen darf, so erlaube mir wenigstens, daß ich Dich schriftlich, obgleich mit einer Hand, die noch vor Schwäche bebt — in Deinem Grame liebevoll und schwesterlich grüße. — O Meta! Liebste! verzweifle nicht. — Ein Dichter sagt: „Wen der Vater im Himmel liebt, der hat einen kurzen Tag und wenig Mühe! —" Er liebt Deine Kinder; denn sie werden nicht unter den Mühen dieser Erde erseufzen, und das kurze Blüthenleben in der Ewigkeit fortsetzen. Vielleicht wirst Du sagen: Ein Glücklicher hat gut trösten; aber Meta sage so nicht. Zwar bin ich glücklich, jeder meiner Pulsschläge klopfet in heiliger Lust, aber eben diese unnennbare Seligkeit, welche meine Brust erfüllt, weihet mich ein zu dem Verstehen Deines Schmerzes, und ist mir das Pfand unserer Unsterblichkeit, unseres Wiederfindens. — Würden nicht sonst die Wünsche und Gefühle eines Mutterherzens des Allerschaffers spotten? — Nein, Liebe! — Denke Dir, Deine Kinderchen sind entschlafen, und wenn das Licht des Morgens erscheint, werdest Du sie heiter lächelnd erwachen sehen. — Das Band, welches, Dein Herz umschlingend, Dich mit ihnen verbindet, berührt die Erde nicht, in der die lieben, freundlichen Hüllen ruhen; es schlinget sich hoch und unsichtbar bis in die Chöre der Engel, wo Du Deine Lieblinge einst suchen darfst!

Christine.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 30

Hannover 1842
P.o.germ. 571 s-26/32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014567-3